Ausgabe Bern

Nr. 75 März 2009 | 7. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Charlie Winston
Weder Chaplin noch Churchill Seite 6

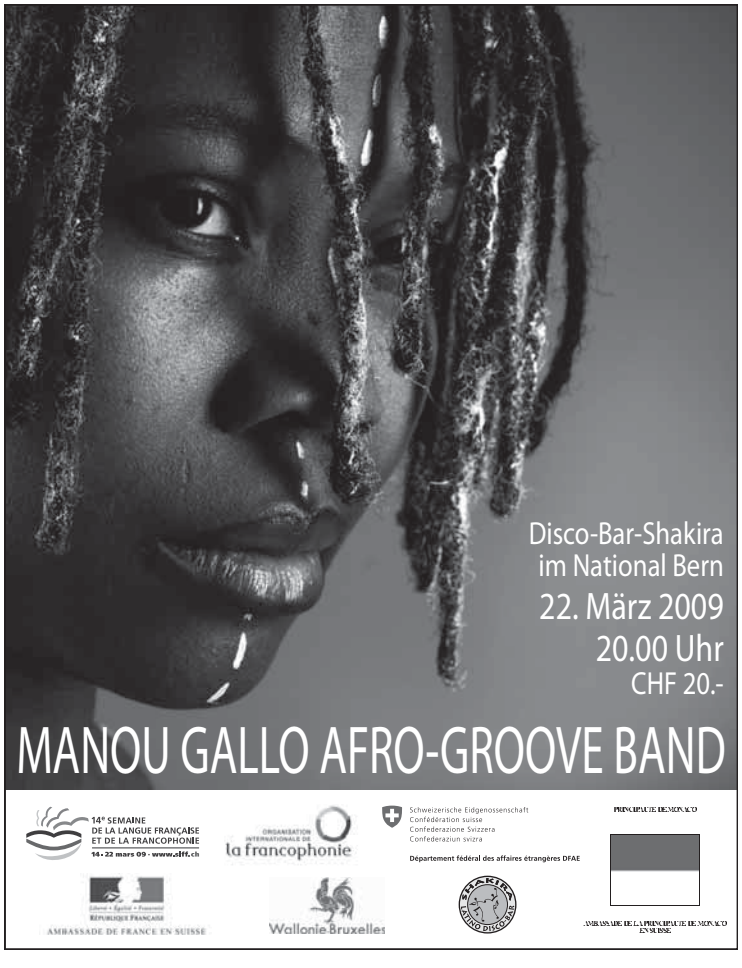
Homestory
Mit Strawinsky auf der Couch Seite 12

Der dritte Sinn
Lyrik eines Secondos Seite 32

Tanztheater Distanz: endlos
Markus Lauterburg
Perkussion, Komposition
Beatrice Im Obersteg
Tanz, Choreographie
Freitag, 13. März 2009, 20.00 Uhr
Theater Remise, Laupenstrasse 51, Bern
Reservation: 076 453 70 36 | www.markuslauterburg.ch

MIRA!
Der Kartenladen in der Berner Altstadt
Öffnungszeiten
Dienstag - Freitag 13 - 17 h
Laden
Postgasse 30; 3011 Bern
www.mira-karten.ch

Mini-festival de films francophones
Filmfest der Frankophonie
Quinnie Cinemas – Berne
www.quinnie.ch
ATELIERS - CINÉMA - CONCERTS - CONCOURS - CONFÉRENCES - EXPOSITIONS - LECTURES - RENCONTRES - THÉÂTRE
16.03.09, 20h30 CineMovie 1 CHF 12.– | Home en présence de la réalisatrice / in Anwesenheit der Regisseurin Ursula Meier (Suisse/Belgique/France)
17.03.09, 18h30 CineClub* | J'ai toujours rêvé d'être un gangster Samuel Benchetrit (France)
18.03.09, 18h30 CineClub* | Daratt Mahamet Saleh-Haroun (Tchad/France/Belgique/Autriche)
19.03.09, 18h30 CineMovie 1 * | Retour à Gorée Pierre-Yves Borgeaud (Luxembourg/Suisse)
19.03.09, 20h30 CineMovie 1* | Même Dieu est venu nous voir Peter Popzlatev (Bulgarie/France)
20.03.09, 20h30 CineMovie 2* | Wapikoni Mobile, courts métrages autochtones, en présence de la productrice / in Anwesenheit der Produzentin Manon Barbeau (Canada)
* Entrée libre / Eintritt frei
14e SEMAINE DE LA LANGUE FRANÇAISE ET DE LA FRANCOPHONIE
14 - 22 mars 09 www.slff.ch


Disco-Bar-Shakira
im National Bern
22. März 2009
20.00 Uhr
CHF 20.-
MANOU GALLO AFRO-GROOVE BAND
14e SEMAINE DE LA LANGUE FRANÇAISE ET DE LA FRANCOPHONIE
14 - 22 mars 09 - www.slff.ch
ORGANISATION INTERNATIONALE DE la francophonie
Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Département fédéral des affaires étrangères DFAE
PRINCIPAUTÉ DE MONACO
AMBASSADE DE FRANCE EN SUISSE
Wallonie-Bruxelles
AMBASSADE DE LA PRINCIPAUTÉ DE MONACO EN SUISSE

© Scott Douglas, 2008
TRACEY EMIN
20 YEARS
ERÖFFNUNG: MITTWOCH, 18.3.2009, 18H30
19.3. – 21.6.2009
Kunstmuseum Bern
Hodlerstrasse 8 – 12 | CH-3000 Bern 7
T +41 31 328 09 44 | www.kunstmuseumbern.ch
Öffnungszeiten: Di 10h – 21h | Mi – So 10h – 17 h
Stiftung GegenwART
Dr. h.c. Hansjörg Wyss
CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Bern

Titelseite und Bild links:
Manou Gallo Afro Groove Band im Shakira im Theater National, 22. März / 20:00.
Bild: zVg.

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Jasmin Amsler, Peter J. Betts (pjb), Simon Chen, Luca D'Alessandro (ld), Sonja Gasser, Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Bettina Hersberger, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Hannes Liechti (hl), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Monique Meyer (mm), Eva Pfirter (ep), Tatjana Rüegsegger, Barbara Roelli, Rebecca Panian, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela (asv), Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Katja Zellweger, Ueli Zingg **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer, Monique Meyer

Abonnemente: 77 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben, inkl. artensuite (Kunstmagazin) **Abodienst:** 031 318 6050 / abo@ensuite.ch

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 10'000 **Gesamtauflage** 30'000 (Bern und Zürich)

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Abonnemente, Gratisauflage an 350 Orten im Kanton Bern; passive attack, Telefon 031 398 38 66 **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** *(siehe www.kulturagenda.ch)*

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite. «ensuite» ist ein eingetragener Markenname.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
E-Mail: **redaktion@ensuite.ch**

www.ensuite.ch

ENSUITE IM MÄRZ

■ Jugendliche wurden vor zwanzig Jahren mit bösen Blicken bestraft, wenn sie mit dem Walkman in den Strassen walkten. Gehörschäden und Entsozialisierung fluchte man ihnen hinterher. Heute läuft fast jeder und jede mit irgendwelchen Stöpseln in den Ohren in den Strassen und kein Mensch sagt etwas. Im Gegenteil, es gehört zum guten Ton.

Täglich lesen wir über Raser und die bösen Jugendlichen, die viel zu schnell mit dem Auto unterwegs sind. Wir fordern mehr Gesetze und sind streng, wenn wir einen Raser erwischen. Doch auf der Autobahn werde ich wesentlich häufiger von älteren Mercedesfahrern, Luxuskarossen und Schickimicki-Offroadern überholt. Die meisten FahrerInnen sind über 45 Jahre alt. Und irgendwie sagt niemand was – gehört wohl auch zum guten Ton.

Die halbe Welt kreischt wegen der UBS, bösen Bankern und den Superreichen. Alle diese «Bösewichte» sind meistens älteren Datums. Unsere Vorgeneration, auch Vorbilder genannt. Und während die Welt schreit, gehen wir im billigsten Laden einkaufen und versuchen unseren Luxus zum Schnäppchenpreis zu ergattern. Ich weiss nicht, gehört das auch zum guten Ton?

Bundesräte gehören abgewählt, PolitikerInnen sind allesamt unfähig, die Bürger wissen alles besser – sagt man. Doch keine einzige Partei noch sonst irgendwelche HeldInnen können wir präsentieren, die irgendeine bessere und funktionierende Idee hätten. Daran leiden vor allem die Parteien und Medien - die grössten Schreihälse. Aber Rücktritte zu fordern gehört zum richtig guten Ton.

Wahrscheinlich gehört es einfach zum guten Ton, dass man wenigstens einen Grund nennen kann, wenn man schreit. Wir schreien aber, weil wir nicht zufrieden sind mit dem, was wir erschaffen haben. Wir schreien also wegen uns selbst. Ist das nicht eine erschreckende Feststellung? Zum Schreien.

Daneben haben wir endlich wieder mal einen wunderschönen, schneereichen Winter gehabt und schon bald erwacht der Frühling. Die ersten Singboten sind schon da. Sie schreien nicht. Ich freue mich.

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

BÜHNE
tanz der gegenwart: folge VI **15 |** es klopft die einsamkeit an meine tür **19 |** wenn feen nähen - kleine wesen aus fantasia **20**

CINÉMA
confessions of a shopaholic **25 |** «hallo, schönen guten tag» **26 |** the duchess **27**

KULTUR & GESELLSCHAFT
französisch, frankophonie, frankophilie feiern **4 |** von menschen und medien / fauser cartoon **23 |** insomnia **25 |** tratschundlaber **27 |** willkommen im wunderland **31 |** wer, über längere zeit betrachtet **36 |** senioren im web **38 |** kuba - teil 3 **38 |** umstadtläufer **39 |** westside - auch eine museumsdestination **40**

LIFESTYLE
gewissens-bisse **18**

LITERATUR
lesezeit **30 |** literaturfestival **31 |** «ich habe die musen nie gesehen» **32 |** baumann, hemon, von matt **34 |** die wunder im selbstverständlichen **35 |** filosofenecke **35**

MUSIK
«ich produziere keine eintagsfliegen» **6 |** die zarten saiten eines virtuosen **9 |** schuhe im gespräch **10 |** die berliner philharmonie in der eigenen stube **12 |** das inspirative moment **13**

KULTURAGENDA
kulturagenda bern **41 |** biel **59 |** thun **63**

Mit Dank für die finanzielle Unterstützung:

KulturStadtBern

Erziehungsdirektion des Kantons Bern

FESTIVAL

französisch, frankophonie, frankophilie feiern

Von Barbara Neugel Bild: Manou Gallo / zVg.

■ Frankophonie bedeutet nach «Duden: Das Fremdwörterbuch»: Französischsprachigkeit. Ein Frankophoner ist demnach «jemand, der Französisch (als seine Muttersprache) spricht». Und Frankophilie ist «die Vorliebe für Frankreich, seine Bewohner und seine Kultur». Alles nach Dudens Fremdwörterbuch. Französisch ist eine der vier Landessprachen der Schweiz und dazu zweite Amtssprache des Kantons Bern. Die Schweiz und der Kanton Bern pflegen bewusst die Mehrsprachigkeit. Französisch ist eine wichtige Sprache. Und dies nicht nur in der Schweiz. Auch in Kanada, Afrika, den USA (beispielsweise im Gebiet um Louisiana), in Belgien/Wallonien, Luxemburg, im Fürstentum Monaco wird französisch gesprochen und selbstverständlich in Frankreich. Allerdings ist in jedem Land die Problematik der Zwei- oder Mehrsprachigkeit eine andere. In Kanada beispielsweise wird nicht nur in der Provinz Quebec französisch gesprochen, sondern auch in anderen Provinzen wie zum Beispiel Manitoba, was – wie auch in den USA – auf ehemals französische Kolonien zurückgeht. Französisch ist die Sprache der Diplomatie, und damit ist sie länderübergreifend, wird gewissermassen Weltsprache, lingua franca.

Dies sind einige der Gründe, um die französische Sprache und damit die Frankophonie zu pflegen. Dazu kommen das reine Interesse an der Sprache selber und das Interesse, Kontakte zu Organisationen zu pflegen, die sich mit Frankophonie beschäftigen. In Bern, der Hauptstadt unseres Landes, wo die meisten diplomatischen Vertretungen zu finden sind, wird schon seit einigen Jahren Frankophonie im grösseren Rahmen gefeiert, und zwar zum «Journée internationale de la Francophonie» am 20. März. In diesem Jahr treffen sich die Frankophonen und die Frankophilen der Schweiz und von anderswo zur «14e semaine de la langue française et de la francophonie». Diese Woche findet vom 14. bis 22. März 2009 in Bern statt. Das Eidgenössische Departement für Auswärtige Angelegenheiten, die ständige Vertretung der Organisation de la Francophonie bei den Vereinten Nationen, die Botschaften von Monaco, Frankreich, Kanada, Luxemburg, Bulgarien und des Tschad sowie die Délégation Wallonie-Bruxelles haben gemeinsam ein Programm gestaltet, in dem frankophones Kino und frankophone Musik zu Ehren kommen. Den Veranstaltenden ist es ein Anliegen, das Interesse an Französisch als Weltsprache zu pflegen, selbst – wie im Fall von Bulgarien – wenn Französisch nicht Landessprache ist. Sie betonen die Wichtigkeit der Sprache, gerade auch im Hinblick auf die Ausdehnung des Gebrauchs der englischen Sprache, gewissermassen als Gegensatz zu Englisch. Und nicht vergessen werden darf die gegenseitige Kontaktpflege.

Unter dem Motto «Des mots pour demain» ist ein Programm mit Filmen, Konzerten, Cafés littéraires, Ateliers, Lesungen und Wettbewerben zusammengestellt worden. Ein Mini-Festival von frankophonen Filmen findet vom 16. bis 22. März in verschiedenen Kinos der Stadt Bern statt. Es werden Filme aus verschiedenen Ländern sowie Gemeinschaftsproduktionen gezeigt, die sich mit vielfältigen Themen auseinandersetzen. Zwei Rosinen seien an dieser Stelle herausgepickt: Am 16. März steht «Home» auf dem Programm, der Spielfilm, der in den Medien als bester Schweizer Film seit langem bezeichnet wird, in der Westschweiz sehr erfolgreich in den Kinos angelaufen und in Bern vor kurzem in die Kinos gekommen ist. Ursula Meier, die den Film realisiert hat, wird anlässlich der Aufführung anwesend sein (Reservation nötig). Ein weiterer Höhepunkt ist am 20. März die Aufführung von «Wapikoni Mobile», einem kanadischen Kurzfilm, der von Manon Barbeau produziert worden ist. Auch Manon Barbeau wird am Vorführungsabend anwesend sein und über die Entstehung des Films erzählen. Und am 22. März findet das Konzert von Manou Gallo statt. Die Sängerin führt afrikanische Polyrhythmen mit Blues, Funk, Groove und Rock zusammen. Manou Gallo kommt von der Elfenbeinküste und war Bassistin der Gruppe Zap Mama. Sie singt von Afrika, der Elfenbeinküste, von Städten und über Frauen, ihre Leiden und Freuden.

Die Frankophonen und Frankophilen aus Stadt, Region, aus der Schweiz und von anderswo dürfen sich auf eine vielfältige und spannende Woche freuen.

MINI-FESTIVAL DE FILMS DE LA FRANCOPHONIE

Lundi, 16.03.09 / 20:30h, CinéMovie 1
Home (Suisse/Belgique/France)
Long métrage projeté en présence de la réalisatrice Ursula Meier, 2008, 97 min., VF s-t. all.

Mardi, 17.03.09 / 18:30h, CinéClub
J'ai toujours rêvé d'être un gangster (France)
Long métrage de Samuel Benchetrit, 2007, 108min, VF, 35mm.

Mercredi, 18.03.09 / 18:30h, CinéClub
Daratt (Tchad/France/Belgique/Autriche)
Long métrage de Mahamet-Saleh Haroun, 2006, 95min, VO s-t. fr/all., 35mm.

Jeudi, 19.03.09 / 18:30h, CinéMovie 1
Retour à Gorée (Luxembourg/Suisse)
Long métrage de Pierre-Yves Borgeaud, 2007, 110 min, VO s-t. fr/ang/all, 35 mm.

Jeudi, 19.03.09 / 20:30h, CinéMovie 1
Même Dieu est venu nous voir (Bulgarie/France)
Long métrage de Peter Popzlatev, 2003, 120min, VO s-t. fr, 35mm.

Vendredi, 20.03.09 / 20:30h, CinéMovie 2
Wapikoni Mobile (Canada)
Courts métrages des premières nations canadiennes, en présence de la productrice Manon Barbeau.

Concert de Manou Gallo
Dimanche, 22 mars 2009 à 20h00
Disco Bar Shakira; Maulbeerstrasse 3; 3011 Berne

Réservations : 031 381 77 67

Organisation:
- Département fédéral des affaires étrangères / Service de la Francophonie,
- Organisation internationale de la Francophonie, Ambassade de la Principauté de Monaco,
- Ambassade de France, Délégation Wallonie-Bruxelles.

Filmprogramm: **www.quinnie.ch**

Unter dem Titel «14e Semaine de la langue française et de la fancophonie» finden in der ganzen Schweiz Anlässe statt. Info: www.slff.ch

Konzert Manou Gallo in Zürich:
Samstag, 21. März / 20:30h
moods im Schiffbau

Monatsverlosung

ensuite – kulturmagazin verlost Disney-DVDs von

PINOCCHIO

■ Keine Disney-Figur ist momentan origineller und präsenter denn je: Pinocchio. Den Langnasen der Banken haben wir diese Popularität zu verdanken und natürlich der restaurierten Fassung von Pinocchio von Walt Disney. Der kleine Holzkasperl wird nämlich siebzig Jahre alt. Zu diesem Revival erscheint jetzt die 2-Disc Platinum Edition und auch die Blue-ray-Version. Statt «Klonen» oder künstlich zu befruchten dachte vor vielen Jahren der alte Holzschnitzer Geppetto, dass mit einem geschnitzten Jungen sein Kinderwunsch auch in Erfüllung gehen könnte. Gut gedacht, denn die Phantasie ist immer noch die stärkste Kraft auf diesem Planeten, und so kam der kleine Pinocchio auf die Welt. So oder so ähnlich muss sich das zugetragen haben. Oder wissen Sie, liebe LeserInnen, noch genau, wie sich die Geschichte zugespielt hat? Wir lüften den Nebel mit unserer Superverlosung!

Teilnahmebedingungen: Einfach den untenstehenden Talon per Post an die Redaktionsadresse einsenden. Einsendeschluss ist 31. März 2009. Pro Teilnehmer gilt nur ein Talon. Nicht teilnahmeberechtigt sind VerlagsmitarbeiterInnen, Redaktionsmitglieder von ensuite – kulturmagazin oder der interwerk GmbH und deren Angehörige. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendeschluss ist der 31. März 2009!

TALON: BANKER

Ich nehme an der DVD-Verlosung teil:

Herr / Frau _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

E-Mail (!) _____(...oder Telefon!)

Unterschrift _____

Ausschneiden und einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern BE

ensuite

SONGWRITING

«ich produziere keine eintagsfliegen»

Interview: Luca D'Alessandro Bild: zVg. / Atmosphériques

■ «Auf enge musikalische Korsette stehe ich nicht», sagte der modebewusste Songwriter Charlie Winston gegenüber den Journalisten anlässlich seines Promotionsaufenthaltes im Februar in Zürich. Dass an dieser Aussage tatsächlich etwas dran ist, belegt sein Erstlingswerk «Hobo», das auf den ersten Blick den Anschein eines klassischen Songwriter-Albums macht. Beim Anhören wird aber klar, dass es vieles mehr zu bieten hat, nämlich Filmmusik der 1960er-Jahre, Jazz, Reggae und American Folk.

«Hobo» ist eine Hommage an die amerikanischen Wanderarbeiter des neunzehnten Jahrhunderts, mit denen sich Charlie in gewisser Hinsicht vergleicht: In jungen Jahren verlässt er seine Heimatstadt Suffolk in Südengland und macht sich auf nach London. Er studiert Jazzklavier am Konservatorium, verfeinert sein Gitarrenspiel, wird Teil einer Reggae-Band und begibt sich nach Indien, wo er die Bräuche des Landes erforscht. Dieses Engagement zahlt sich aus: 2007 wird Peter Gabriel auf Charlie aufmerksam und nimmt ihn mit auf Tournee.

Im Interview mit ensuite - kulturmagazin spricht Charlie Winston von seiner Begegnung mit Peter, über den Bezug zu seinen Namensvettern Charlie Chaplin und Winston Churchill und seine Bewunderung für den «Maestro» der Filmmusik: Ennio Morricone.

ensuite - kulturmagazin: Charlie, dein Début «Hobo» umspannt ein ganzes Jahrhundert. Es durchstreift die Zwanziger, Sechziger, Siebziger und mündet in die Musik von heute.

Charlie Winston: Ja, das stimmt. Es bietet aber noch viel mehr: Alles, was in irgendeiner Weise wertvoll ist und mein Ohr betört, hat mich bei der Produktion des Albums inspiriert. Deshalb ist «Hobo» so reichhaltig und stilmässig schwer einzuordnen.

Würdest du dich als zeitlos bezeichnen?

Jeder Künstler versucht, das zu tun, was er am besten kann und am liebsten mag. Ich bezeichne mich als Songwriter, der in seiner Musik Elemente aus verschiedenen Epochen vereint. So gesehen können meine Songs als zeitlos gelten. Ich habe einen hohen Qualitätsanspruch und produziere keine Eintagsfliegen. Die Inspiration hole ich mir von den besten Songwritern, namentlich von Tom Waits, Bob Dylan...

...und Peter Gabriel. In der Dokumentation zum Album heisst es, er habe dich massgeblich unterstützt.

Meine Zusammenarbeit mit Peter Gabriel wird oft überbewertet. 2007 waren wir gemeinsam auf Tournee, und wie es unter Freunden so üblich ist, haben wir uns des Öfteren bei einem Bierchen unterhalten. Ich würde nicht so weit gehen und behaupten, er habe mich unterstützt. Ich arbeite unabhängig.

Unabhängigkeit – dieses Stichwort zieht sich wie ein Faden durch dein Album, welches im Zeichen der amerikanischen Wanderarbeiter des neunzehnten Jahrhunderts steht. Wie kamst du auf dieses Thema?

Hobos verkörpern eine «antimaterialistische» Freiheit. Sie strebten ein unabhängiges Leben an und fällten ihre Entscheidungen von Tag zu Tag neu. Dieses Motiv habe ich in meine Lieder gestreut. Ich erkenne in der Lebensart eines Hobos jenes Leben, das ich in den vergangenen Jahren selber geführt habe. Die Art, wie ich als Musiker umherzog und Geld verdiente, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Alltag eines Hobos. Trotzdem würde ich mich selbst nicht als solcher bezeichnen: Ich liebe es, am Abend in meine eigene Wohnung zurückzukehren, schöne Kleider zu tragen, und ich bin dankbar, dass mich keine finanziellen Sorgen plagen. In meinem Album geht es also um den symbolischen Charakter, der von einem Hobo ausgeht.

Dein Künstlername Charlie Winston steht in einem historischen Kontext, zusammengesetzt aus Charlie Chaplin und Winston Churchill. Wie kam es dazu?

Alle Leute meinen, Charlie Winston sei mein Künstlername. Ich heisse aber wirklich so! Meine Eltern haben mich so getauft. Sie waren Künstler. Ihre Welt bestand aus Volksmusik und Theater, weshalb sie meinen beiden Brüdern, meiner Schwester und mir ausgefallene Namen gaben – bühnentaugliche Namen, sozusagen. Mein Vater war ein grosser Fan von Charlie Chaplin. Als Bühnenkünstler sah er in ihm ein Idol. Winston Churchill hingegen war in den 1940er-Jahren gemeinhin eine grosse Persönlichkeit. Wie so viele in England waren auch meine Eltern von ihm beeindruckt. Daher die Kombination.

Churchill war ein Politiker, Chaplin ein Entertainer – beruflich und gesellschaftlich hatten sie kaum Gemeinsamkeiten.

Das würde ich so nicht sagen. Beide haben sie

ihre Epoche geprägt. In den Augen ihrer Zeitgenossen waren sie starke Figuren. Klar, Churchill war Politiker. Doch betrachtet man einen Politiker etwas genauer, lassen sich Parallelen zu einem Entertainer erkennen. Nehmen wir als Beispiel Tony Blair und George Bush: Obwohl sie in der Politik standen, nahmen sie auch gesellschaftliche Funktionen wahr. Seien wir ehrlich: Am Ende geht es doch nur darum, einen Namen zu haben, der in der Gesellschaft so verankert ist, dass das eigene Ego befriedigt wird. Das Ego an sich kann sowohl eine negative als auch eine positive Konnotation haben. Egal wie man es sieht, es bringt einen vorwärts. Winston Churchill beherrschte sein Ego und konnte als Politiker viel bewegen. Charlie ebenso, allerdings auf eine ganz andere Art.

Du ziehst dich an wie Chaplin.

Das stimmt nicht. Obwohl ich einen Hut trage, heisst das nicht, dass ich wie Chaplin aussehe. Charlie pflegte einen Bowler zu tragen, ich dagegen bevorzuge einen Trilby-Hut. Gut gekleidet zu sein, ist für mich sehr wichtig. Damit zolle ich mir und anderen Menschen Respekt. Wenn ich an eine Hochzeit gehe, ziehe ich meinen besten Anzug an. Damit signalisiere ich meinem Gastgeber, dass ich es schätze, eingeladen worden zu sein. Gleichzeitig stärkt es mein Ego: Gut angezogen fühle ich mich als Mann. Humphrey Bogart zum Beispiel trug fantastische Kleider. In seinem Mantel wirkte er sehr männlich. Ich bin immer wieder fasziniert, wenn ich jemanden mit einem so guten Geschmack für Mode sehe.

Auch was die Musik angeht, bist du äusserst stilbewusst. In den vergangenen Jahren hast du mit allen möglichen Genres experimentiert. Dein Erstlingswerk ist nach offiziellen Angaben ein Songwriter-Album. Wieso hast du dich so entschieden?

Musik und Kunst waren in unserer Familie allgegenwärtig. Bereits als Vierzehnjähriger habe ich meine ersten Arrangements geschrieben. Später habe ich in einer Reggae-Band gespielt, mich mit Jazzklavier befasst und Gitarrenstunden besucht. Ich habe immer wieder neue Dinge ausprobiert und tue das heute noch. Wieso ich nun ein Songwriter-Album produziert habe, weiss ich selber nicht so genau. Mein Instinkt hat mich dazu bewegt. Ich habe keine Berührungsängste, wenn es um Musik geht. Streng genommen ist «Hobo» kein typisches Songwriter-Album. Die Einflüsse aus anderen Stilrichtungen sind, so denke ich, doch klar zu erkennen.

Die Aufnahmen für das Album haben in Paris stattgefunden. Begleitet wurdest du vom berühmten Produzenten Mark Plati, der unter anderem auch schon Aufnahmen mit David Bowie, Alain Bashung, Louise Attaque und The Cure gemacht hat. Wie hast du Mark erlebt?

Mark ist ein alter Hase im Musikbusiness. Wie kein anderer weiss er über die Bedürfnisse von uns Musikern Bescheid. Dies zeigt sich schon darin, wie er sich deiner annimmt. Als ich mit meiner Band für die Aufnahmen nach Paris fuhr, hatte ich klare Vorstellungen über die Zusammenstellung und den Inhalt des bevorstehenden Albums. Mark hat meine Ideen respektiert und mir einen grossen Spielraum gelassen. Dadurch konnte ich mich mit meinen Musikern selbst organisieren. Während der Aufnahmen habe ich die Einsätze der Instrumente koordiniert. Mark musste uns nicht anleiten. Darüber war er am Ende gar nicht so unglücklich, da er sich nur noch um die Qualität der Aufnahmen zu kümmern brauchte. Das Resultat lässt sich entsprechend hören. Ich habe es geschätzt, mit einem Profi zusammenarbeiten zu dürfen, der nicht nur das Business in- und auswendig kennt, sondern auch mit viel Gespür seiner Arbeit nachgeht.

Seit etwa einem Jahr ist in Frankreich ein Trend in Richtung American Folk Music zu spüren. Philippe Cohen-Solal von Gotan Project zum Beispiel hat erst kürzlich ein Soloprojekt gestartet mit dem Titel «The Moonshine Sessions». Es inspiriert sich am Country und dem American Way Of Life. Deine CD scheint sich auch daran zu orientieren. Hast du dich während deines Arbeitsaufenthaltes in Paris beeinflussen lassen?

Nein, denn ich fokussiere mich nicht auf das, was zurzeit angesagt ist. Ich bin ein offener Mensch und interessiere mich für alle möglichen Stile, vergangene und moderne. Es gibt so viel gute Musik auf der Welt, dass es schade wäre, sich nur auf Trends zu konzentrieren. Wenn ich in die Vergangenheit blicke stosse ich auf Namen wie Louis Armstrong oder Keith Jarrett. Beide sind sie grossartig und haben dem Jazz eine besondere Note gegeben. Auch Zeitgenossen wie Eminem verblüffen mich, da sie neue Zeichen setzen. Kurzum: Ich bin offen für alle Stile. Ich betrachte sie als Teile eines Puzzles, das es zusammenzusetzen gilt. Es gibt kaum jemanden, der zu Hause in seinem CD-Regal ausschliesslich Musik von einer einzigen Band hat. Jede Sammlung, sei sie noch so klein, setzt sich aus mindestens zwei bis drei Genres zusammen: Pop-Rock, Elektronik und eventuell noch ein wenig Klassik. So vielfältig die Vorlieben der Hörerinnen und Hörer auch sind, so abwechslungsreich sollten auch wir Musiker sein. Diesem Bedürfnis trägt mein Album Rechnung. Es bietet für jede und jeden etwas.

Und es bietet auch die eine oder andere Trouvaille: Der Titelsong «Hobo» hat in den ersten Takten etwas von einem Italowestern. Liebst du Western?

Ja. (lacht) Besonders den Filmmusik-Komponisten Ennio Morricone. Die Art, wie er das Kino geprägt hat in den 1960er-Jahren, ist legendär. Heutige Filme kommen ohne Explosionen, Schüsse und überdimensionierte Effekte nicht aus. Morricone hingegen konnte mit subtilen Klangbildern eine ungeheure Spannung erzeugen. Er ist ein Unikum und sich dessen auch bewusst. Ein Journalist hat ihn einmal gefragt, wie es zum Spaghettiwestern gekommen sei. Morricone war über den Begriff so beleidigt, dass er das Interview abbrach. «Spaghetti hört man nicht. Spaghetti haben auch nichts auf einer Leinwand zu suchen, man isst sie», sagte er. Er ist ein stolzer Mann, der abfällige Bemerkungen über seine Arbeit nicht toleriert. Mir gefällt das.

Was gefällt dir noch?

Nebst der Filmmusik habe ich viel für südspanische Traditionen übrig: Flamenco zum Beispiel. Die ganze Perkussion, das Gitarrenspiel, die Fülle, die Komplexität und gleichzeitig die Wärme, die von dieser Musik ausgeht – all dies ist sehr anregend.

«Hobo» ist soeben rausgekommen und schon geht es weiter. Was kommt als Nächstes?

Gegenwärtig befasse ich mich mit der Verschmelzung von Film und Musik. Wie passt Musik am besten in einen Film hinein? Diese Frage interessiert mich. Da ich fortlaufend experimentiere und dabei Neues entdecke, kann ich nicht sagen, wie mein nächstes Album ausfallen wird. Sicher ist, dass ich auf meine Intuition hören werde.

Aktuelle CD:
Charlie Winston – Hobo / Label: Atmosphériques
Info: www.atmospheriques.com

Konzerte von Charlie Winston in der Schweiz
4. März 2009 – Schüür Luzern
5. März 2009 – D Club Lausanne

CD-Verlosung auf www.ensuite.ch

Franco Ambrosetti Quartett mit Uri Caine

Director's choice

Samstag, 21. März 2009, 18.30 Uhr, Konzertsaal

Kartenverkauf KKL Luzern, Mo–Fr 13–18.30 Uhr, Sa/So 10–17 Uhr
fon +41 41 226 77 77, www.kkl-luzern.ch
Information www.kkl-luzern.ch/www.francoambrosetti.com

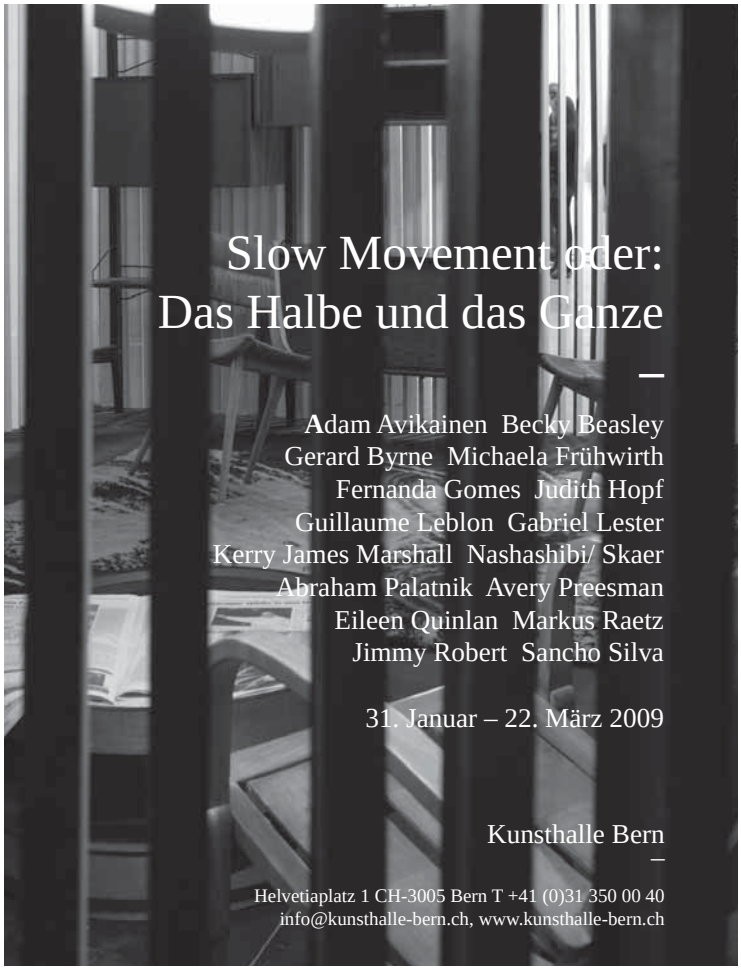
ewl energie wasser luzern

presented by
KKL Luzern

ensuite Kulturwoche

Das neue Online-Magazin und die Newsletter

Infos: www.ensuite.ch



Slow Movement oder:
Das Halbe und das Ganze

–

Adam Avikainen Becky Beasley
Gerard Byrne Michaela Frühwirth
Fernanda Gomes Judith Hopf
Guillaume Leblon Gabriel Lester
Kerry James Marshall Nashashibi/ Skaer
Abraham Palatnik Avery Preesman
Eileen Quinlan Markus Raetz
Jimmy Robert Sancho Silva

31. Januar – 22. März 2009

Kunsthalle Bern
–
Helvetiaplatz 1 CH-3005 Bern T +41 (0)31 350 00 40
info@kunsthalle-bern.ch, www.kunsthalle-bern.ch

Radio RaBe DJs
Imhof & D'Alessandro
Live @ Dampfzentrale Bern
Freitag, 13. März 2009
www.dampfzentrale.ch

GITARRENSOUND

die zarten saiten eines virtuosen

Von Luca D'Alessandro Bild: Al Di Meola / zVg.

■ Er befindet sich auf dem Weg in die Schweiz, der «Herr der Finger», wie er von seinen Promotoren hochachtungsvoll bezeichnet wird. Die Rede ist von Al Di Meola, einem der wohl bekanntesten Gitarristen des Jazz. Sein Talent ist unbestritten. Bereits zu Zeiten seines Musikstudiums an der Berklee School of Music in Boston zeichnet sich ab, dass Al eine aussichtsreiche Zukunft vor sich hat. 1974 folgt der Zwanzigjährige seinem Vorbild Chick Corea nach New York, wo er in dessen Bandprojekt «Return To Forever» (RTF) einsteigt. Die hinteren Ränge behagen dem Newcomer allerdings nicht. Rasch übernimmt er das Zepter, veröffentlicht mit RTF drei erfolgreiche Alben, wovon das zweite sogar den Grammy gewinnt. 1976 löst er sich bereits wieder von seinen Kollegen und startet eine Solokarriere. Es folgen einundzwanzig Aufnahmen, zahllose Auszeichnungen, darunter drei goldene Schallplatten und sechs Millionen verkaufte Tonträger.

Erlebt hat Di Meola sozusagen alles, was sich ein Musiker vorstellen und vielleicht auch wünschen kann: Auftritte mit Luciano Pavarotti, Paul Simon, Phil Collins, Santana, Herbie Hancock und Stevie Wonder. Zu seinen Highlights zählen die Aufnahmen mit John McLaughlin und Paco de Lucía: «Friday Night In San Francisco», «The Guitar Trio» und «Passion Grace and Fire».

Wenngleich er heute nicht mehr die Hitlisten stürmt, eilt Al Di Meola ein besonderer Ruf voraus. Ein Renommee, das selbst vor zwei Jahren keinen Schaden nahm, als Meola wegen seines mainstream-anmutenden Albums «Vocal Rendezvous» die eine oder andere scharfe Kritik hinnehmen musste. Es habe den Anschein eines kommerziellen Werkes, das ohne die Unterstützung von zeitgenössischen Musikern wie Till Brönner, Xavier Naidoo, Angie Stone, Macy Gray und Beverly Knight wohl kaum Beachtung fände, war damals in verschiedenen Fachzeitschriften zu lesen. Sei's drum: Meola kann einen hervorragenden Leistungsausweis vorlegen. Es kommt nicht von ungefähr, dass er zu den innovativsten Fusion-Jazz-Gitarristen zählt.

Für die bevorstehende Tournee durch die Schweiz kreuzt der Italoamerikaner mit einem neuen Experiment auf. Im Schlepptau führt er eine hochkarätige Delegation mit: World Sinfonia '09, bestehend aus Peo Alfonsi, Gitarre, Fausto Beccalossi, Akkordeon, und Gumbi Ortiz, Perkussion. Es sind ruhigere Töne, die er mit diesem Ensemble anschlagen will, «die Suche nach neuen Ausdrucksweisen», so Meola. Das Projekt ist ein weiterer Beweis für seine ungeheure Virtuosität, die stilistische Offenheit und seine unversiegbare Neugierde. Mit dem Acoustic Quartet will Al Di Meola, der es manchmal auch gerne etwas lauter mag, betont sanfte Saiten aufziehen.

Al Di Meola Acoustic Quartet – Konzerte
5. März 2009, Victoria Hall Genève, 20:30h
7. März 2009, Kultur-Casino Bern, 20:00h
8. März 2009, KKL Luzern, Konzertsaal, 18:30h
9. März 2009, Tonhalle St. Gallen, 20:00h

Info: www.allblues.ch

NACHGEFRAGT

AL DI MEOLA

Kurzgespräch Von Luca D'Alessandro

■ ***ensuite - kulturmagazin: Al, als Fusion-Jazzer, der schon seit mehr als drei Dekaden im Musikgeschäft ist, verfügst du über einen enormen Erfahrungsschatz und ein Repertoire, wofür andere dich beneiden. Musikalisch, so scheint es, gibt es nichts, das du nicht schon erlebt hast. Trotzdem: Was möchtest du in deinem Leben noch ausprobieren?***

Al Di Meola: Ich habe mehrheitlich in kleinen Ensembles gespielt. Meine Kompositionen und Arrangements sind entsprechend darauf ausgerichtet. Oft habe ich mir aber die Frage gestellt, wie es wäre, wenn meine Werke von grossen Orchestern neu interpretiert würden. Das zu erfahren, wäre ein Traum, der sich hoffentlich irgendeinmal erfüllen wird.

In den letzten zwei Jahren war es eher ruhig um dich. Zumindest machte das hier in Europa den Anschein. Hast du eine Kunstpause eingelegt?

Nein, überhaupt nicht. In den letzten zwei Jahren habe ich sehr viel gearbeitet. Ich war die meiste Zeit auf Tournee, nebenbei habe ich zwei DVDs, ein Studioalbum und zwei Live-Aufnahmen produziert. Ausserdem habe ich mich mit meinen Freunden aus der Zeit von «Return To Forever» getroffen, namentlich mit Chick Corea, Stanley Clarke und Lenny White.

Nun freue ich mich auf das neue Projekt, das ich vor ein paar Monaten mit meiner Akustikgruppe World Sinfonia '09 angerissen habe. Im Gepäck führen wir brandneue Musik mit. Diese wollen wir auf der bevorstehenden Europatour erstmals vorstellen.

Gibt es bald auch eine neue CD?

Ja, allerdings wird sie vermutlich nicht vor Ende der Tournee erscheinen.

Du hast die Europatour angesprochen. World Sinfonia '09 verspricht so einiges: Akkordeon, Gitarre und Perkussion. Worauf darf man sich gefasst machen?

Auf eine gefühlsgeladene Kombination aus Klassik, Jazzimprovisationen, Latin und Tango. Zugegeben: Ich hatte schon lange nicht mehr so viel Spass wie jetzt mit diesem Ensemble. Entsprechend positiv sind die ersten Kritiken in den Vereinigten Staaten ausgefallen.

Für die Schweiz ist ein fünftägiger Aufenthalt geplant. Freust du dich?

Ja, und wie! Besonders auf das Schweizer Publikum, weil es offen ist für Neues. Aber auch auf die wunderbare Natur und Landschaft: Alles ist sauber, die Leute charmant und das Essen ausgezeichnet.

POP-/ROCK-MUSIK

schuhe im gespräch

Von Tatjana Rüegsegger Bild: Blood Red Shoes / Tatjana Rüegsegger

■ Blood Red Shoes aus Brighton sind keine Emos, Goths oder sonst depressiv. Trotzdem scheinen keine anderen Wörter sie besser zu beschreiben. Das junge Duett spricht über Gewalt, zwischen ihnen und in ganz England.

Nein, depressiv sind Steven Anstell und Laura-Mary Carter nicht. So sehen sie auch nicht aus. Der blonde Steven, der aussieht wie fünfzehn, lässt seine Mähne an der Afterparty richtig durchrütteln, und die wunderhübsche Laura-Mary strahlt nur so vor sich hin. Trotzdem sind ihre Texte auf deren Erstling «Box of Secrets» alles andere als fröhlich. Die zwei geben keine Interviews zu zweit. Sie haben Angst, zu viel zu sagen, wenn sie zu zweit ein Interview führen und dabei mehr miteinander als voneinander reden. Doch wer hilfsbereit ein China-Restaurant-Menü übersetzt und so hilft, die Mägen hungernder Künstler zu beruhigen, kommt manchmal zu unerwarteten Belohnungen.

Er: Was ist das Rohstofflager eigentlich? Sieht aus wie das Set von Terminator.

ensuite - kulturmagazin: Es ist ein Teil der Tony Molkerei, eine Fabrik, die seit längerer Zeit stillsteht und das Rohstofflager... Naja, das war halt eben das Lager! Habt ihr das riesige Joghurt auf dem Dach nicht gesehen? Ziemlich sehenswert.

Er: Das ist ja lustig. Wir haben vor kurzer Zeit in Strassburg gespielt. Der Club hiess «La Letterie», und in Amsterdam gibt's einen Club, der heisst «Melkweg», weil es früher auch eine Molkerei war... Ist ja komisch, Milch scheint echt trendig zu sein!

Ihr habt ja momentan 'ne riesige Tour hinter euch. Und man munkelt, dass ihr sehr jung seid. Das heisst, man weiss nicht, wie alt ihr seid, weil ihr es einerseits nie sagt und andererseits nicht in eure Bio reinschreibt.

Sie: Wie alt sollen wir denn anscheinend sein?

Öhm... 19?

(Beide brechen in Gelächter aus, dann ganz ernst)

Beide: Nein.

Sie: Das waren wir nie. Also ich meine, ja, einmal. Aber nie zu zweit.

Wie alt seid ihr dann?

Sie: Ich bin 24.

Wow, o.k., also sind die Erwartungen total falsch. Und du?

Er: Du darfst raten.

Du könntest eigentlich älter sein als sie... Ich glaube, du bist 27!

Er: Wow, das ist echt krass. Auf den ersten Schlag richtig. (Skeptisch) Du hast mit Duncan (Roadie) gesprochen?

Sie: Bis jetzt hat es niemand herausgefunden.

Er: Aber eigentlich ist das auch extra so gehalten, dass wir unser Alter nicht sagen. Wir finden einfach, es gehört nicht dazu. Wir machen doch Musik. Und du hattest Recht, es gibt viele Leute, die meinen, wir seien 19.

Es wäre auch ziemlich erstaunlich gewesen, mit euren Texten. Es sind ziemlich dunkle Lyrics und im Gegensatz zu anderen Teeniebands, die pseudodunkle Sachen schreiben, sind eure Texte ziemlich hart und realistisch. So hätte ich jetzt weitergefragt, aber das geht ja nun nicht mehr so gut. Hättet ihr nicht einfach ja sagen können?

Er: Ich glaube wir hätten mit 19 genau das gleiche Album gemacht, wenn nicht noch dunkler. Wir waren ja vorher in zwei verschiedene Bands und haben auch eher melancholisch-depressives Zeug gemacht.

Genau, diese zwei Bands. Ihr habt sie verlassen, um ein Duo zu formen?

Sie: Naja, wir haben uns einfach durch diese Bands kennengelernt. Meine Band wurde ein wenig langweilig und Steves Band hatte gerade eine kleine US-Tour hinter sich. Dann, als er wieder zurück war, habe ich ihm eine Mail geschrieben.

Er: Drei Wochen nachdem ich das letzte Konzert mit meiner Band hatte, haben wir uns zusammengetan, um Musik zu machen.

Sie: Es passierte eigentlich einfach so. Wir haben nie gesagt: «So, wir sind jetzt eine Band.» Das ist auch der Grund, wieso wir nur zu zweit sind, wir haben einfach die ganze Zeit zusammen gejammt und uns nicht viele Gedanken darüber gemacht, was werden könnte.

Ist es in eurem Fall denn auch so, dass es einfacher ist, nur zu zweit zu sein?

Er: Es kommt halt auf die Situation drauf an, manchmal ist es einfacher, aber es kann auch viel komplizierter sein.

Sie: Ich denke, es ist schwieriger. Vor allem wenn wir streiten, da gibt's keinen Ausweg. Wir sind nur zu zweit. Wir können nicht zum nächsten gehen und dann einfach mit dem anderen abhängen.

Er: Du bist halt einfach so konzentriert auf die andere Person. Was eigentlich sehr gut ist für die Musik... meistens.

Sie: Wenn du in einer Band bist und da mehr als zwei dabei sind, dann kannst du dich mit einem streiten und meistens kommt ein Dritter dazwischen und beruhigt beide. Es ist ausgeglichener.

Er: Genau.

Wie sieht das Ende eines Streits denn bei euch aus? Steigt ihr einfach auf die Bühne und nach dem Konzert ist dann wieder alles beim Alten?

Sie: Nein. Es kommt drauf an...

(Er unterbricht sie:) Wenn wir streiten brauchen wir beide ein wenig Abstand. Wir verbringen den Tag oder einige Stunden getrennt voneinander, beruhigen uns, kommen dann wieder zusammen und sprechen dann drüber. Danach versuche ich sie während der Show nicht anzuschreien (beide lachen).

Sie: Wir sagen uns halt auch immer alles und darum ist es sehr schwierig, überhaupt einen Streit anzufangen.

Er: Ich glaube unsere Freundschaft ist schon lange über Ehrlichkeit hinaus. Jetzt tyrannisieren wir uns nur noch. (lacht) Es geht soweit, dass wir die kleinsten Details ansprechen, wo doch die meisten es einfach fallen lassen würden. Nein, wenn wir streiten, dann reden wir einfach drüber und danach machen wir Musik.

Ruhe nach dem Sturm. Wie vorher schon angesprochen, sind eure Texte ziemlich dunkel. Gibt's da einen speziellen Grund dafür? Oder seid ihr einfach melancholisch?

(Er denkt ein wenig nach:) Wir sind schon ziemlich dramatische Persönlichkeiten.

Sie: Ich glaube ich könnte gar keine fröhlichen Texte schreiben. Habe es auch noch nie gemacht. Es geht doch auch darum, dass Musik eine Art Therapie ist, und wenn der Text fröhlich ist, dann bist du's und dann brauchst du eigentlich keine Therapie.

Er: Persönlich habe ich einfach keine Beziehung zu solchen «Happy-clappy-Songs».

(Sie lachend:) Öhm da gibt's aber einzelne Songs...

(Er streitet ab:) Ja, aber das sind Songs zu denen man tanzt. Sobald so Gitarren-Sound zu heiter tönt, macht mich das einfach krank. Das hörst du eben auch bei unseren Songs, unsere Texte und Melodien sind ziemlich dark, das Einzige, was es ein wenig optimistischer macht sind die Momente, wo es fast wieder zu einem Tanzlied wird.

Sie: Unsere Texte machen halt das Meiste aus. Das stimmt schon.

Er: Als Personen sind wir einfach mehr daran interessiert, was in einem Leben falsch laufen kann, Sachen, die nicht funktionieren. Ich meine, wenn etwas klappt: Toll, Glückwunsch! Aber es ist einfach immer dasselbe. Wir sind einfach irgendwie... nicht so. Man entscheidet ja eh nicht, worüber man jetzt schreiben wird. Man sagt nicht: «Ich schreibe jetzt nur noch glückliche Lieder.» Am Schluss kommt raus, was raus kommen muss.

Sie: Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendwer sich so gut fühlt, in allen Bereichen, so dass ein hyperfröhliches Lied entstehen kann.

(Er singt:) «This is a rom-com kill the director!» (The Wombats, glückliche Engländer... anscheinend.)

Die Wombats mögt ihr also nicht?

Er: Nein, es ist einfach viel zu fröhlich.

Sie: Aber natürlich braucht es solche Bands. Es gibt viele Leute, die sie brauchen. Kann ja nicht alles schwarz sein.

MUSEUMSNACHT BERN 09

KERIM SEILER
L/B
BOB GRAMSMA

FREITAG, 20. MÄRZ
19 BIS 02 UHR

Gegenwartskunst in Westside und über 30 geöffnete Kulturhäuser in Bern.
Die drei international tätigen Schweizer zeigen in Westside
raumfüllende Installationen im Sound-Ambiente von Thomas Fehlmann.
19–22 Uhr: Libeskind-Architektur-Führungen
22 Uhr: Lichterlöschen
22–02 Uhr: Installationen und Ambient-Dub-Techno

Gratis-Transfer mit Museumsnacht-Ticket: Shuttle-Bus ab Bundesplatz/
S-Bahn ab Hauptbahnhof/«Roter Pfeil» ab SBB Historic

erlebnis
westside
bern brünnen

HOMESTORY

die berliner philharmonie in der eigenen stube

Von Hannes Liechti – Ein digitaler Konzertsaal markiert ein neues Zeitalter der Konzertübertragung

Bild: © Monika Rittershaus / Berliner Philharmoniker

■ Sonntagnachmittag. Bier, Wasser, Züpfe und Süsses stehen bereit. Die Türklingel macht sich bemerkbar und die eingeladenen, verschneiten Gäste betreten die warme Stube. Alles ganz wie gewohnt soweit. Nur, auf dem Programm stehen weder Jass noch DVD. Nein, in einigen Minuten beginnt in Berlin ein Konzert der Berliner Philharmoniker unter der Leitung von Simon Rattle, und wir sind live dabei. Und das ohne Reise nach Berlin und ohne schicke Kleidung. Möglich macht's die Digital Concert Hall.

Die Digital Concert Hall gibt es seit Ende letzten Jahres und sie bietet die Möglichkeit, sämtliche Konzerte der Berliner Philharmoniker online in Bild und Ton mitzuerleben. Alles was man dafür braucht ist ein Internetzugang und eine Kreditkarte: Das Onlineticket fürs Konzert kostet 9.90 Euro, eine Saisonkarte 89 Euro. Zusätzlich zu den Livekonzerten werden in einem Archiv alte, zeitlich nicht gebundene Aufführungen zum Kauf angeboten.

Eine Viertelstunde vor Konzertbeginn wird der digitale Konzertsaal geöffnet und alsbald ist die Stube von geschäftigem Geschwätz des hereinströmenden Berliner Publikums erfüllt. Über den Bildschirm flimmern Bilder von einer verschneiten Philharmonie. Auf dem Programm steht «Das Paradies und die Peri» von Robert Schumann. Das digitale Programmheft verrät, dass das heute selten gespielte weltliche Oratorium bei seiner Uraufführung auf grosse Begeisterung gestossen und für Schumanns Schaffen gar nicht unwichtig sei.

Mit Spannung erwarten meine Gäste und ich nun den Konzertbeginn. In Presse und Internetblogs ist die Digital Concert Hall bereits hochgelobt und als Beginn einer neuen Ära bezeichnet worden. Ob dem wirklich so ist, wird sich bald zeigen.

Endlich ist es soweit: Die Instrumente sind gestimmt, die SolistInnen und Simon Rattle, der Chefdirigent des internationalen Starensembles, betreten die Bühne. Wie gebannt lauscht das Berliner Publikum den ersten Takten des Stücks und Bern hört und sieht live mit.

Drei Qualitätsstufen stehen dem digitalen Konzertbesucher zur Verfügung. Sogar die schlechteste davon überzeugt voll und ganz, während deren höchste mit beinahe DVD-Qualität aufwartet. Voraussetzung ist allerdings eine leistungsstarke Internetverbindung: In einem Streamtest kann vor dem Kauf des Tickets vom User überprüft werden, ob das System die Übertragung mithält.

Während dem Konzert sorgen verschiedene Kameras dafür, das Konzertgeschehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln beobachten zu können. Anders als im realen Konzertsaal ist jedes einzelne Soli hervorragend sichtbar. Das bringt aber gleichzeitig einen Nachteil mit sich: Der Blick des Zuschauers wird durch die Kamera und nicht durch die eigene Entscheidung gelenkt. Weiter zeigen Einblendungen die Titel der einzelnen Nummern des Oratoriums an. Schade ist, dass im digitalen Konzertraum keine Untertitel mit den Librettotexten angezeigt werden.

Während der Pause wird ein Interview mit Simon Halsey, dem Chefdirigenten des Rundfunkchor Berlins, ausgestrahlt. Er spricht über die Geschichte des Chors und über Schumanns Werk. Nichts Neues allerdings, was man nicht schon aus dem Programmheft hätte entnehmen können. Die darauf folgende Werbung der Deutschen Bank - Hauptsponsor der Digital Concert Hall notabene – zerstört die ganze mehr oder weniger erfolgreich simulierte Konzertatmosphäre.

Gleich geht es aber mit dem zweiten Teil des Konzertes weiter und bald ist der erste Besuch in der digitalen Konzerthalle bereits Geschichte. Das Fazit fällt durchwegs positiv aus: Grundsätzlich bietet die Digital Concert Hall eine neue Möglichkeit, weltberühmte MusikerInnen in bester Qualität live zu Hause in der Stube zu geniessen. Nun, die reale Konzerthalle ersetzt das Projekt nicht, soll es auch nicht: Die Digital Concert Hall ist eine neue, zusätzliche Möglichkeit, sich mit klassischer Musik auseinanderzusetzen.

Diese neue Form der Konzertübertragung ist zukunftsweisend: Es ist durchaus vorstellbar, dass die LiveÜbertragung von Klassik- und auch von Popkonzerten in einigen Jahren weit verbreitet ist und von der Musikindustrie als zusätzliche, finanzielle Einnahmequelle entdeckt wird. Die Berliner Philharmoniker übernehmen damit erneut eine Vorreiterrolle, nachdem das Orchester mit Herbert von Karajan 1980 bereits die erste digitale Einspielung auf CD realisierte.

Info: http://dch.berliner-philharmoniker.de

Konzerte im März

Samstag, 7. März
Berliner Philharmoniker, Gustavo Dudamel (Dirigent), Viktoria Mullova (Violine).
Sergej Rachmaninow: Die Toteninsel, Op. 29.
Igor Strawinsky: Concerto en Ré, für Violine und Orchester.
Sergej Prokofjew: Symphonie Nr. 5, B-Dur Op. 100.

Samstag, 14. März
Berliner Philharmoniker, Michael Boder (Dirigent), Anja Kampe (Sopran).
Elliott Carter: Boston Concerto.
Robert Schumann: Symphonie Nr. 3, Es-Dur Op. 97, «Rheinische».
Richard Wagner: Wesendonck-Lieder.
Witold Lutoslawski: Konzert für Orchester.

Sonntag, 22. März
Berliner Philharmoniker, Nikolaus Harnoncourt (Dirigent) u.v.m.
Joseph Haydn: Orlando Paladino, Dramma eroicomico, Hob. XXVIII:I.

MODERNE KLASSIK

das inspirative moment

Von Till Hillbrecht - Die Dampfzentrale widmet dem italienischen Komponisten Giacinto Scelsi ein Minifestival (4. - 6. März)

■ Nachdem das letzte Minifestival der Dampfzentrale mit dem Künstler John Cage ein auch bei Aussenstehenden bekannter Name auftischte, widmet sich diese Ausgabe einem ebenso grossen, aber von vielen Unbekannten und Legenden begleiteten Namen: Dem Meister Giacinto Scelsi. Scelsi, der mehr Kreator intuitiver Musik als Komponist war, dürfte sich heute zwar über weite Bekanntheit und Anerkennung seines Werkes freuen, über sein Leben weiss man allerdings kaum etwas aus sicherer Hand.

Conte Giacinto Francesco Maria Scelsi d'Ayala Valva, wie er mit vollem Namen hiess, war ein äusserst öffentlichkeitsscheuer italienischer Musiker abseits von Traditionen. Sein Leben als Komponist des 20. Jahrhunderts ist ebenso schwierig zu erforschen wie seine früheren Leben, die er eigenen Angaben nach als Assyrer am Euphrat im vorchristlichen Mesopotanien und später zu Zeiten Alexander des Grossen (als Komponist von dessen Begräbnismusik) verbracht hat. Von seiner Gestalt als Musiker des letzten Jahrhunderts – geboren 1905 in La Spezia, gestorben 1988 in Rom – gibt es keine einzige autorisierte Fotografie und der Versuch, sein Werk zu halten und zu fixieren ist ebenso ein Griff in die Luft.

Scelsis eigenwillige Auseinandersetzung mit Musik und Instrument lassen aber auch das musikalische Werk nur schwer bis gar nicht schubladisieren, und gerade in dieser Unfähigkeit, seine Musik in gültige Gefässe legen zu können, liegt das Herz seines Schaffens: Er lehnte das Notieren der Werke gänzlich ab und liess seine improvisatorischen Konzepte ab Band transkribieren. Seine antitraditionelle Haltung gegenüber gängiger Kompositionspraxis mündet im erstrebten sphärischen Klang, den der Italiener durch mikrotonale Bausteine geformt hat.

Das Moment der Inspiration blieb als rohe Substanz stets der lebendige Kern seiner Stücke. Umso schwieriger und fragwürdiger, diese zu interpretieren: Wo doch gerade Interpretation einer notierten Komposition das ist, was Scelsi nie wollte.

Und dennoch widmet die Dampfzentrale dem Musiker und Dichter ein drei Tage langes Minifestival. Und doch wird es funktionieren.

Denn was das Festival vom 4. – 6. März bieten wird, ist keine Anhäufung versuchter Interpretationen von Scelsi-Stücken, sondern vielmehr ein Gefäss von Musik und Performance im Geiste Scelsis. So führt die russische Performerin und Sängerin Natalia Pschenitschnikowa mit kleinen Aktionen über die Treppe des Foyers («Scelsi-Code») und legt ihre Solostimme Stufe für Stufe wachsend die Treppe hinauf, versinkend die Treppe hinab auf den Boden der Dampfzentrale.

Mit Tönstör – dem Programm zur Vermittlung Neuer Musik – bringen Kinder einer 4. Schulklasse die Klangwelt des Giacinto Scelsi mit kleinen musiktheatralischen Szenen auf die Bühne. Zum Festivalabschluss werden fünf Solostücke von Giacinto Scelsi in einer Hommage – dann eben doch – interpretiert. Einen Geist zu personifizieren gelingt nicht ganz ohne Darstellung seines Schaffens. Das Verkörpern des inspirativen Moments und der Griff in die – vielleicht dann doch nicht ganz leere, sondern mit der Aura Scelsis gefüllte – Luft wagen fünf Musiker, die das Karma des Hauses Dampfzentrale schon seit längerem prägen: Die Lokalmatadoren Bela Szedlak (I Salonisti), Katharina Weber, Christian Kobi, Marianne Schuppe und Donna Molinari tragen fünf Solostücke von Scelsi vor. Ihren Interpretationen wird das endlose Haiku «Nicht bei Trost» des Berner Schriftstellers Franz Dodel unterlegt, der seinen Text als Verbindungselement manchmal hörbar, dann wieder stumm liest.

Das Minifestival ist ein Griff nach dem schwer fassbaren Klang Giacinto Scelsis, nach der schöpferischen Kraft dieses geheimnisvollen Komponisten, nach diesem Kern des Moments – und vielmehr noch ist es der Versuch, ein solches Moment der Inspiration nicht zu interpretieren, sondern es selbst entstehen zu lassen. Das wäre wohl, was der Conte Giacinto Francesco Maria Scelsi d'Ayala Valva sich wünschen würde: Keine Beschwörungsrituale eines genialen Geistes zu betreiben, sondern die Erkenntnis seiner wegbereitenden musikalischen Hinterlassenschaft zu nutzen.

bso
berner
symphonie
orchester

Do, 05.03.09, 19h30
Fr, 06.03.09, 19h30
Kultur-Casino Bern

Internationale Preisträger

Mozart / Bruckner

Berner Symphonieorchester
Eliahu Inbal
Dirigent
Hisako Kawamura
Klavier

Do, 19.03.09, 19h30
Fr, 20.03.09, 19h30
Kultur-Casino Bern

Klang-Magier

Ibert / Ravel / Prokofjew

Berner Symphonieorchester
Andrey Boreyko
Dirigent
Fazil Say
Klavier

Für nur CHF 12.-
ins Konzert
mit den:
Last-Minute-Tickets

Für Schüler, Lehrlinge & Studenten. Erhältlich ab 10 Minuten vor Vorstellungsbeginn an der Abendkasse im Kultur-Casino.

www.bernorchester.ch

1 von 311 Haltestellen:

Läuferplatz.

BERNMOBIL

TANZ DER GEGENWART: FOLGE VI

software & tanz

Von Kristina Soldati Bild: (oben) «Corporis» aus der Triologie der Ventura Dance Company / Software: Screencopy von Life Forms / zVg.

■ Virtueller Schwanensee? Wollten Sie schon immer einer entgegen rauschenden Schwanenreihe harren, ja, ohne Federn zu lassen ihr trotzen können? Zwischen den makellosen weissen Linien als «Geisterfahrer» sich hindurchsurfen? Das ist nun mit den Animationsprogrammen wie Life Forms, Poser und 3D Max nahezu möglich. Man kann sich die virtuellen Figuren wählen, sie mit fertigen Schrittarten animieren, ihnen den Weg vorschreiben, sie vervielfachen, ihnen Tüllröckchen verpassen und durch Nebelschwaden schicken.

Erste digitale Tanzschritte Mag sein, dass die Freizeitindustrie, Film- und Computerspielbranche früh in den 80ern den lukrativen Braten roch und Companien wie Credo software products zu schnellem Fortschritt antrieb. Die junge Software Life Forms liessen sie aber in künstlerischem Ambiente gedeihen: In den Händen keines geringeren als Merce Cunningham. Als Mitglied der ursprünglichen Life-Forms-Grafikgruppe nutzte die tanzkundige Thecla Shiphorst an Cunninghams Seite die Bedürfnisse des erfahrenen Choreografen, um das Programm zu präzisieren und handhabbar zu gestalten. Zeitgleich arbeitete der Musiker und Informatiker Mark Coniglio in Kalifornien an der Verknüpfbarkeit von Musik- und Videodaten mit Tanz. Er schaffte 1989 dem MIDI-Programm (Musical Instrumental Digital Interface) eine Schnittstelle und impfte dort sein eigens keiertes MidiDancer-Programm ein. Es konnte über Gelenkwinkelmessungen gespeicherte Tonfolgen und Videosequenzen auslösen.

Interaktiver Tanz Beim MidiDancer werden acht Sensoren an die Hauptgelenke geheftet, sie messen die Winkel. Über Kabel sind sie mit einem winzigen Gehäuse auf dem Tänzerrücken verbunden, welches der vollen Gelenkstreckung die Zahl 0, der vollen Beugung 100 beimisst. Über Radiowellen sendet es dreissigmal die Sekunde einem Empfänger abseits der Bühne die Information. Dieser wandelt sie in MIDI-Signale um und spielt sie einem MIDI-fähigen Macintosh-Computer zu. Dort kann man die Signale bearbeiten und in einem MIDI-Datenformat speichern. Der Choreograf kann festlegen, mit welchen weiteren Musik-, Licht- oder Video-Dateien die Signale verknüpft werden sollen und auf welche Weise. Ob spitze Ellenbogen und Knie die Bühne mit grellem Licht und schrillen Tönen überfluten, kann dann live erlebt werden. Auf einer Tagung im Frühjahr 2002 in Girona gestand Mark Coniglio: «Das Problem mit dem MidiDancer ist folgendes: Um es wirklich auszuspielen und dem Publikum das Spielen der Tänzer erfahrbar zu machen, muss sich der Tänzer sich wie ein Musiker bewegen.» Wenn der Tänzer nicht bewusst komponiert, blitzen scharfes Licht und spitzer Ton auf wie vereinzelte Disco-Effekte. Mark hat als Nicht-Tänzer lange gebraucht, wie er bescheiden zugibt, um festzustellen, dass beim Betrachten von Tanz nicht der Winkel das Mass der Dinge ist. Der Tänzer soll also nun nicht mehr Farben durch den Raum schicken und ihn mit Tönen versehen wie eine Fernbedienung aus Fleisch und Blut. Vielmehr soll sich die Software nach tanztypischen Eigenschaften richten. «Was wir Zuschauer am Tanz wahrhaft sehen, ist Energie.» Und deshalb soll seine Software nun Beschleunigungen erfassen. Pirouetten, plötzliches Stoppen und Erzittern sollen nun relevant werden. Für was noch mal? Für die passende Klang- und Lichtausstattung.

Sichtbare Kausalität? Künstlerisch abgestimmt war der Tanz im Idealfall schon immer mit seinem optischen und akustischen Umfeld. Dafür sorgten Choreograf, Beleuchtungsmeister und Bühnenbildner gemeinsam. Sollen nun letztere durch Projektionen und Leinwände ersetzt werden? Steuert der Tanz selbst sein Bühnenbild? Wird er tonangebend? Der Tanz löst sich aus den traditionsreichen musikalischen Fesseln und übt Umsturz, lässt er nun die Töne nach seiner Pfeife tanzen... Es ist die Ironie des Schicksal, wenn für den Zuschauer der Unterschied nicht erkennbar ist. Spitzt der Tänzer auf den Ton genau die Gelenke oder quietscht der Ton, weil der Tänzer sie spitzt?

Was also noch zu leisten ist: Die Kausalität muss sichtbar werden. Das direkteste Miterleben von Kausalität bietet das Stegreiftheater. Der Zuschauer wird gewahr, wie schon im Comedia del' Arte, wie ein unvorhersehbarer Zwischenfall aufgegriffen wird. Wie die Schauspieler darauf reagieren. Improvisation soll für authentische Interaktionen auf der Bühne bürgen. Auch mit der Technik. Da aber im Stegreif erwirkte Lichtblitze und Donner letztlich doch gestellt sein könnten, darf das Publikum oft eingreifen. Es darf bei der Tanztruppe Palindrome Intermedia Groupe mitunter die Arme heben. Sie durchbrechen damit einen Laserstrahl, der eine bestimmte Höhe des Zuschauerraumes erfasst. Dieses Ereignis wird an einen Computer weitergeleitet und eine Software lässt reagieren (Blitz?, Donner?). Erst kürzlich überliess Foofwa d'Immobilité aus Genf gar sämtliche szenischen Parameter dem Publikum. Es konnte sich sein eigenes Spektakel gestalten.

Gruppen wie Troika Ranch und Palindrome, die seit Jahrzehnten schon mit technologischen Mitteln arbeiten, sind aber über ein spielerisches

Stadium hinaus. Was sie an der multimedialen Technologie reizt, ist der Anspruch, eine gewisse Kohärenz der gestalterischen Mittel zu bilden. «The Plane» von Troika Ranch ist ein Beispiel, das ensuite - kulturmagazin in Nr. 68, «Video im Tanz», besprach. «Talking Bodies» von Palindrome ist ein weiteres. In «Talking Bodies» lösen die Körper der Tänzer einen Soundtrack mit gesprochenen Lauten aus. Dieser ertönt mit dem ersten Ausschwingen eines Körpers. Endet aber nicht sofort, sondern ebbt langsam ab. Der Körperimpuls zeugt von Absicht, er ist intentional und in seiner beharrlichen Wiederholung gar kommunikativ. An der leichten Variation sieht man, wie je nach Art der Verformung des Körpers sich die hervorgerufene Lautfolge entsprechend verzerrt. Indem der Klang nicht von anderen technologischen Effekten überlagert wird, ist die Kausalkette verfolgbar. «Der Zuschauer soll nicht mit Zaubertricks überrollt werden und ratlos sich selbst überlassen bleiben. Zufälle sind zwar überaus willkommen, aber ich forsche nach grundlegenden Zusammenhängen zwischen Bewegung, Licht und Klang. Es ist verblüffend, wie die Psychologie uns vorexerziert, dass identische physikalische Erscheinungen in einen neuen Kontext gebettet uns unterschiedlich vorkommen. Nehmen wir einen schrillen Laut von einem Fuss hervorgerufen wahr, berührt es uns anders, als wenn derselbe von einer Nase ausgelöst wird», meint Palindromes künstlerischer Leiter Robert Wechsler. Sind solche Zusammenhänge zwischen Tänzer und Technologie gut ausgetüftelt, können sie sinnfällig und intuitiv nachvollziehbar sein. Ein gutes Konzept kann kohärent sein, ausbaufähig und ein ganzes Tanzstück tragen. Willkür technischer Effekte und inhaltsloses Spiel muss interaktivem Tanz dann nicht mehr vorgeworfen werden.

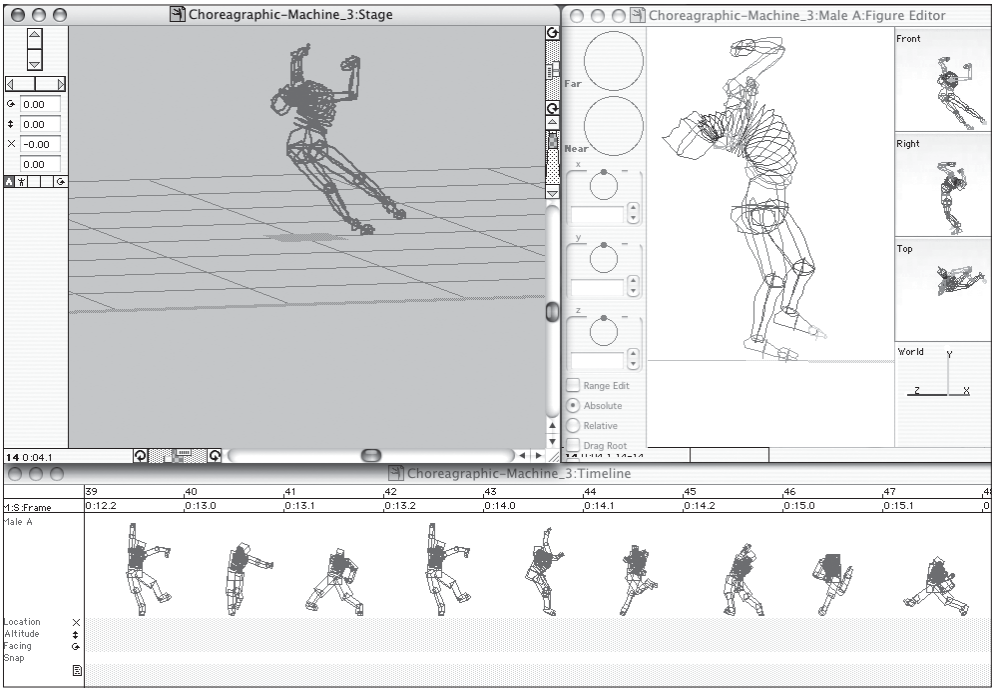
Emanzipation von der Technologie Technische Ausstattung (Kameras, Sensoren, Lasergeräte) gibt es mittlerweile genügend. Schnittstellen und verarbeitende Software ebenfalls. Die erste technologieverliebte Welle ist abgeklungen. Viele Profis wollen nicht mehr die Technik zelebrieren. Sie brauchen sie auch nicht mehr als Zugpferd. «Lasst uns die Technologie wie ein neues Instrument erst einmal spielen lernen und künstlerisch ausschöpfen!» schlägt der Alt-Profi Robert Wechsler vor. Ingenieure und Informatiker dagegen treibt es naturgemäss nach weiteren Entdeckungen. Sie würden diese gern auch (ästhetisch?) testen. Und wo Innovation ist, dort fliesst Geld. Was klagen wir? Wie gut, wenn neue Technologie statt auf dem Kampffeld sich auf dem der Kunst bewähren will.

Software zur Strukturierung Software vermag nicht nur eine Auseinandersetzung mit akustischen und optischen bühnentechnischen Mitteln zu gewähren. Es gibt Software, welche die Strukturierung von Bewegungsfolgen oder eines ganzen Tanzstückes leistet. Am Frankfurter Theater lernten die Tänzer in den 90ern, Informationen zur Aufführung von Monitoren abzulesen. Diese waren in «Self Meant to Govern» an den Seiten der Bühne aufgehängt und vermittelten spontan generierte Codes. William Forsythe, der künstlerische Direktor, hatte allen Tänzern zuvor Bewegungssequenzen einstudiert. Die Codes, grosse farbige Buchstaben etwa, standen für Regeln, nach welchen diese Bewegungsfolgen abzuändern waren (z.B. zu beschleunigen oder umzukehren). Die Struktur der Bewegungsphrase wurde so verfremdet, gedehnt oder verkehrt, die des Stückes selbst blieb aber unberührt. Wann welcher Tänzer seinen Auftritt und Einsatz hatte, war auf die Sekunde fixiert. Genau diese Stückstruktur steht später beim Gastchoreografen Michael Kien auf dem Spiel. Sie wird live von einem Computer erstellt und von den Tänzern umgesetzt. Das erfordert vom beteiligten Tänzerpaar ein genaues Hinschauen: Der Bildschirm für das Stück «Duplex» zeigt nämlich eine fortlaufende Zeitachse. Eine fixe senkrechte Linie in der Bildmitte gibt die Gegenwart an. Rechts davon schwirren Elemente der Zukunft. Sie rücken zusehends gegen die Mittellinie der Gegenwart, bis sie am linken Bildrand (und aus dem Bewusstsein) entschwinden. Die Elemente stehen für einstudierte Bewegungen, Bausteine der Choreografie, und erhalten eine Farbe. Farben entscheiden hier: Tanze ich die Schritte alleine oder mit Partner?; Sind die Schritte in der Luft oder stützen sie eine Hebung? Michael Kien möchte in «Duplex» einerseits die Bausteine allabendlich neu kombiniert haben, andererseits ist ihm die tradierte Proportion eines Pas-de-deux-Tanzes wichtig: ein Entré, Adagio, Solo für sie und ihn, sowie Coda. Die formale Struktur gewährleistet seine eigens zu diesem Zweck entwickelte Software ChoreoGraph und mischt das Material dennoch tüchtig durch. Möge der Tänzer sich adaptieren!

Software zur Materialgenese Wir sahen, Life Forms wurde mit Merce Cunningham entwickelt. Seine Art, Posen zu sezieren und neu zusammenzufügen, seine analytische Figurenforschung kam der Software zugute. Umgekehrt war die Software mit ihren Operationen ihm das ideale Mittel zur Hand. Zumal er in die Jahre kam. Arthrosegeplagt konnte er nun virtuell und trotzdem im Detail seine formalen Ideen austüfteln.

Wie funktioniert Life Forms? Life Forms ist ein Choreografieprogramm, das eine detaillierte Bearbeitung einer Figur erlaubt. Es bietet hierfür in seiner letzten Version eine dreifache «Werkstatt» (Editors) an. Die eine bildet die Figur auf einer unbewegten Zeitachse, mit beliebig vielen Bildern pro Sekunde, ab. Eine andere ist eine anatomische Werkbank. Sie spannt die Figur eines gewählten Bildes, eines Moments also, in ein dreidimensionales Koordinatensystem. Dort bietet die Werkbank allerhand chirurgisch genaue Eingriffe. Die dritte stellt die Figur auf ein gigantisches Schachbrett, die Bühne. Dort kommt zu Tage, wie raumgreifend ihre Bewegung ist. Zu Beginn wählen wir ein Modell aus einer angebotenen Palette wie beim Vortanzen: «Moderner Tänzer A», wie Adam. In welcher Werkstatt auch immer wir an ihm operieren, jeder Einschnitt graviert sich tief ein und ist in der anderen Werkstatt bereits Faktum. Haben wir ihm versehentlich den Fuss hinters Ohr gesetzt (die Figur wehrt sich nicht durch das geringste Signal), steht er so bereits im Rampenlicht. Hatten wir Adam noch eine Sekunde zuvor bescheiden mit geneigtem Haupt in einen Rahmen der Zeitachse gefasst, so wird er bis zum nächsten Moment halt ein Bein für uns ausreissen. Und seine Wucht dabei bleibt uns nicht erspart: Die Zeitachse setzt sich auf Befehl in Bewegung, und wir sehen Adam... - Aber was werden wir gewahr? Mühelos fliegt das Bein hoch, kein Ausweichen im Rumpf, keine Rachegelüste der Kreatur gegen den Schöpfer. Das Wesen ist nicht nur seelenlos (Animation hin oder her), es ist auch schwerelos. Es fordert nicht, dass unter seinem Gravitationszentrum, zumindest hin und wieder, ein stützendes Körperglied her muss. So haben wir im Nu eine Folge von Positionen kreiert, die Adam nie verbinden kann, es sei denn in der Schwebe. Und genau das macht er. Das Programm bietet uns zwar höflich an, manche Posen zu erden. Aber wir haben es schon längst aufgegeben, organische Formen zu schaffen. Das ist es auch nicht, was Choreografen interessiert. Sie brauchen keine Veranschaulichung ihrer Ideen. Die kann ihr bewegungsgeschultes «Personal» blitzschnell aus Andeutungen schon ablesen. Es ist vielmehr das Durchkreuzen ihrer Ideen, was Choreografen wie Merce Cunningham, Gregor McWayne oder Pablo Ventura interessiert. Alle sind sich einig: Eingefahrenen Bewegungsmustern ist am Besten durch zufallsartige Durchmischung ein Schnippchen zu schlagen. Aus diesem Grunde holte Merce vor fünfzig Jahren schon den Würfel hervor. Er zergliederte die bekannten Positionen des Balletts und würfelte, welcher Arm zu welchem Bein posieren durfte. Indem er mit Life Forms ganze Bibliotheken an Posen sammeln konnte, vervielfältigten sich die Kombinationen und professionalisierte sich der Zufall. Der Computer ist – bei entsprechenden Befehlen - der perfekte Zufallsgenerator!

Autopsie-Methode Natürlich ist nicht egal, welche Posen im Regal der Bibliotheken warten. Life Forms bietet schon eine vorfabrizierte Palette an. Für faule Animateure. Für Möchtegern-Choreografen gar auch Tanzschritte von der Stange. Sie wirken unausgegoren und lächerlich. Pablo Ventura hat sich seine eigene Posensammlung angelegt: 100x100 an der Zahl. Ohne Rücksicht auf Tanzbarkeit, die Glieder mit Akribie in alle Richtungen verdreht, harren die Figuren dort wie verhedderte Marionetten. Bis der Meister für seine Trilogie «De Humani/Corporis/Fabrica» (Titel des ersten auf



Autopsie beruhenden Anatomieatlasses) sie nach einem ausgeklügelten Zufallsprinzip aus dem Regal holt, entstaubt und auf der Zeitachse platziert. Dort beginnt erst richtig die Durchmischung. Der Oberkörper Adams wird «copy&paste» mit der Evas vertauscht. Sequenzteile gespiegelt oder umgedreht. Kein Wunder, wirken die Tänzer dann androgyn. Und dann kommt das Unerklärliche: Der Meister, mit einem Blick für das Interessante, fischt aus dem Chaos Abschnitte der 1. Wahl. Er weiss, welche Phrase neben welcher wirkt: «Wenn zwei zur selben Zeit einen Akzent setzen oder Kontraste bieten.» Noch bevor seine Tänzer der Phrase Leben einhauchen. «Weggeputzt» dagegen werden Posen, die wie unterbrochene Bewegungen aussehen. Bei Pablo Ventura können die Tänzer ihre Bewegungen vollenden. Halb Mensch halb Maschine klappen sie sich von Pose zu Pose auf, falten sich zusammen, schwenken Gliedmassen aus und fahren sie wieder ein. Übermenschlich erfüllen sie Bild für Bild Life Forms – nur bleiben sie geerdet. Kein Zielpunkt darf durch ein Atemholen vorweggenommen werden, keines mit Schwung (wie bei Limón) angegangen. Keine Kontraktionen verraten Impulszentren (wie bei Graham) oder Verletzlichkeit. Wie energetisch gleichmässig aufgeladene Wesen absolvieren die Tänzer ihre Mission. Dass sie nicht nur autistisch in ihren Sequenzen gefangen sind, fällt uns wie Schuppen von den Augen im Unisono: Sie agieren im Akkord, ohne sich zu sehen und ohne Musik! Die höhere Mission stammt aus dem Äther. Kalkulierte Metronomschläge wurden vom Meister ins All gesandt und die Tänzer mit einem Empfänger ausgestattet. Der Transmitter übermittelte die Schläge, sechzigmal die Sekunde wie der Herzschlag, direkt in ihre Ohren. Und synchron spulten sie Life Forms ab, Bild um Bild. Bis auf Las Palmas ein Sportsender sich auf ihre Wellenlänge einnistete und bei der Aufführung einem Tänzer über anstehende Torchancen den Puls höher treiben liess. Seitdem trägt jeder seinen Schrittmacher über der Brust im Kostüm eingenäht. Erst gegen Ende der über Jahre angelegten Trilogie hatten die Wesen sich entladen, der Schrittmacher ausgedient, während über ihnen ein spinnenartiger Roboter im gesteigerten Metrum frohlockte.

Software in der Ausbildung Waren die Pioniere auf dem Feld der neuen Technologie Autodidakten, könnte die nächste Generation von ihnen profitieren. Macht sie es auch? Manche pilgern wohl zu den Workshops, die die Pioniere in New York, Irland und Nürnberg halten. Institute wie die Tanzakademien tun sich aber schwer, Technologie und Software in ihr Programm einzubinden. Da haben Städte mit technologiegewandten Choreografen einen Vorteil: Die Frankfurter Akademie arbeitet mit Forsythes CD «Improvisation Technologies» (vgl. ensuite Nr. 64) und sensibilisiert die Schüler für Multimedia. Die Zürcher Akademie plant für den neuen BA-Studiengang Zeitgenössischer Tanz für das 5. Semester ein Modul «Choreografie und neue Medien» mit Pablo Ventura. Nicht-Tänzer können an der Hochschule der Künste Bern im März mit dem Gast Mark Coniglio studieren.

WWW.TANZKRITIK.NET

Die nächsten Folgen von «Tanz der Gegenwart»:
IX. Folge: Alter im Tanz

AUSBLICK TANZ

Bern

Stadttheater
Die nächste Premiere am Stadttheater Bern hat wieder eine literarische Vorlage: «Die Sturmhöhe.» Die verschachtelte Handlung des Romans aus dem viktorianischen Zeitalter wird uns Schweizern erneut der englische Dramaturg Ed Kemp ausbuchstabieren. Das Londoner Publikum wird den Stoff wohl schon kennen, dafür nicht das hervorragende Berner Ensemble, das im Mai dort gastiert.
Ort: Stadttheater Kornhausplatz Bern
Datum: 28. März, 19:30h

Dampfzentrale
Das Festival Heimspiel ist noch voll im Gange, schon kündigt sich das Festival Romandie an. Darin sind Nachwuchskünstler geladen, «den Röstigraben zu überspringen», wiewohl sie die Landesgrenzen für die Ausbildung problemlos überwanden. Einige von ihnen bemühten sich zuvor um den Schweizer Förderpreis Premio. Einer von ihnen erhält Preise mühelos, wie gerade in New York: Foofwa d'Immobilité. Er wird allerdings erst Anfang April im Festival zu sehen sein. Bis dahin unsere Neugier für den absolut interaktiven Tanz aufbewahren!
Ort: Dampfzentrale, Marzilistr. 47, Bern
Datum: 21. März – 4. April

Freiburg

Eine gelungene Mischung von technisch (neoklassisch) versierten Tänzern und modernem Elan präsentiert das Ballet Biarritz. Der begabte und überaus musikalische Choreograf Thierry Malandain saugt bewährte Stile wie ein Schwamm auf und präsentiert sie uns wie neu. Wer Recycling nicht scheut, der betrachte seine «Créatures».
Ort: Nuithonie, Rue du Centre 7, Villars-sur-Glâne
Datum: 15. März, 17:00h

Zürich

Zum Thema interaktives und multimediales Theater bietet die Werkstattaufführung von Andrea Haenggi und Company AMDaT ein Beispiel mit Dialogue «120 dishes».
Ort: Tanzhaus Zürich, Wasserwerkstrasse 129
Datum: 3. März, 19:30h

Hideto Heshikis neues Werk Serpent spielt mit räumlichen Kontrasten zwischen Körpern. Die verschlungene Dichte gab vielleicht den Namen.
Ort: Theaterhaus Gessnerallee, Gessnerallee 8, Zürich
Datum: 20. bis 24. März, 20:00h

bee-flat

KONZERTE
IM PROGR

JAZZ UND MEHR IN DER STADTMITTE VON BERN

Jazz, Weltmusik, neues Songwriting und Elektronik: bei bee-flat prägen schweizerische und internationale Bands ein Live-Programm, das Innovation und Qualität bietet – jeden Mittwoch und jeden Sonntag in einem der stimmungsvollsten Lokale in Berns Stadtmitte.

1.3.09	Jim Black & Alas No Axis (USA/Island)
4.3.09	Rosario Giuliani (Italy), Intro: Red Planet (CH)
6.3.09	Electronic Tribal – Dancefloor feat. DJ Dunkelbunt (Austria)
8.3.09	Moriarty (France/USA)
11.3.09	Mounira Mitchala (Chad)
15.3.09	Co Streiff Sextet (CH/USA)
18.3.09	Grand Pianoramax feat. Celena Glenn (CH/USA)
22.3.09	Ivo Papasov & His Wedding Band (Bulgaria)
25.3.09	Lea Lu (CH)
29.3.09	Erik Truffaz Benares Project (CH/India)
1.4.09	Urs Vögeli flyOut (CH)
3.4.09	Electronic Tribal – Dancefloor
5.4.09	Meshell Ndegeocello (USA)
8.4.09	Gus Mac Gregor (UK/CH)
12.4.09	Vera Kappeler Trio (CH)

Konzertort: Turnhalle im PROGR
Speichergasse 4
3011 Bern

Programminfos: www.bee-flat.ch

Vorverkauf/Tickets:
www.petzi.ch /
OLMO Ticket,
Zeughausgasse 14, 3011 Bern

Kultur-Casino Bern

Credit Suisse & Saab present:
jazz classics Bern

AL DI MEOLA
Acoustic Quartet
«New World Sinfonia»

Sa 7.3.09 20.00 Uhr

Al DI MEOLA guitar
Peo ALFONSI classic guitar
Fausto BECCALOSSI accordeon
Gumbi ORTIZ percussion

Joshua REDMAN Trio

Mo 16.3.09 20.00 Uhr

Joshua Redman saxophone
Reuben Rogers bass
Greg Hutchinson drums/percussion

be jazz music line allblues

VORVERKAUF: www.allblues.ch • www.ticketcorner.com
Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/min.), Manor, SBB, Die Post • BERN: Olmo Ticket, Thalia • FRIBOURG: Office du Tourisme • VERANSTALTER: AllBlues Konzert AG in Zusammenarbeit mit MusicLine & BeJazz

YAMAHA music

CREDIT SUISSE SAAB radio swiss jazz

IM PROGR STIMMT DIE CHEMIE!

DAS ATELIER ALS LABOR | FR 20.03. MUSEUMSNACHT BERN

MÄRZ 09 | BIS 20.03. NINA HEINZEL «KÜSS MICH, MUSE!» | SA 07.03. PULP.NOIR PROJEKT 5 | DI 10.03. SLIDE NITE 20 | FR 13.03. VERNISSAGE LOGE: ADRIEN TIRTIAUX | SA 14.03. PASION DE LA SALSA | 26.–28.03. «114.0» | WWW.PROGR.CH

PROGR
ZENTRUM FÜR KULTURPRODUKTION

EIN PROJEKT DER ABTEILUNG KULTURELLES | WAISENHAUSPLATZ 30 | CH-3011 BERN | WWW.PROGR.CH

THEATER

es klopft die einsamkeit an meine tür

Von Fabienne Naegeli – «More than my mind» – Reckless Factory zwischen ernsthaft Alltäglichem und traumhafter Absurdität Bild: zVg.

■ Der Tisch im Wohnzimmer ist mit leckerem Essen gedeckt, die Freunde sind bereits seit langer Zeit eingeladen, alles ist bereit für die Geburtstagsfeier. Aus dem Radio erklingt Blasmusik, freudig wartet der Mann auf seine Gäste, doch ausser dem Nachbarn, der sich eine Axt ausleihen will, klingelt niemand an der Tür. Langsam beschleicht ihn, dessen Herz von der Welt plötzlich vergessen wurde, das Gefühl der Einsamkeit. Um zu ergründen, was zu seiner unerwartet misslichen Situation geführt haben könnte, begibt er sich zusammen mit einem Vogelwesen auf eine traumhafte Reise zwischen Imagination und Erinnerung.

Dieses zwischenzeitliche Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Sein bietet dem Mann Raum zur Erforschung und Auseinandersetzung mit seinen verdrängten Ängsten, Wünschen, Begierden und Sehnsüchten. Das Stück setzt sich denn auch weniger mit der negativen, schmerzhaften Form der Einsamkeit, mit dem depressiven, partnerlosen Allein-Sein auseinander. Vielmehr ist es ein Plädoyer für die Phantasie, das die assoziative Fähigkeit des Geistes und jene Facette der Einsamkeit betont, die verschiedenste Energien freisetzt, wie die Regisseurin Marie-Luise Bartel über ihr Erstlingswerk «More than my mind» sagt.

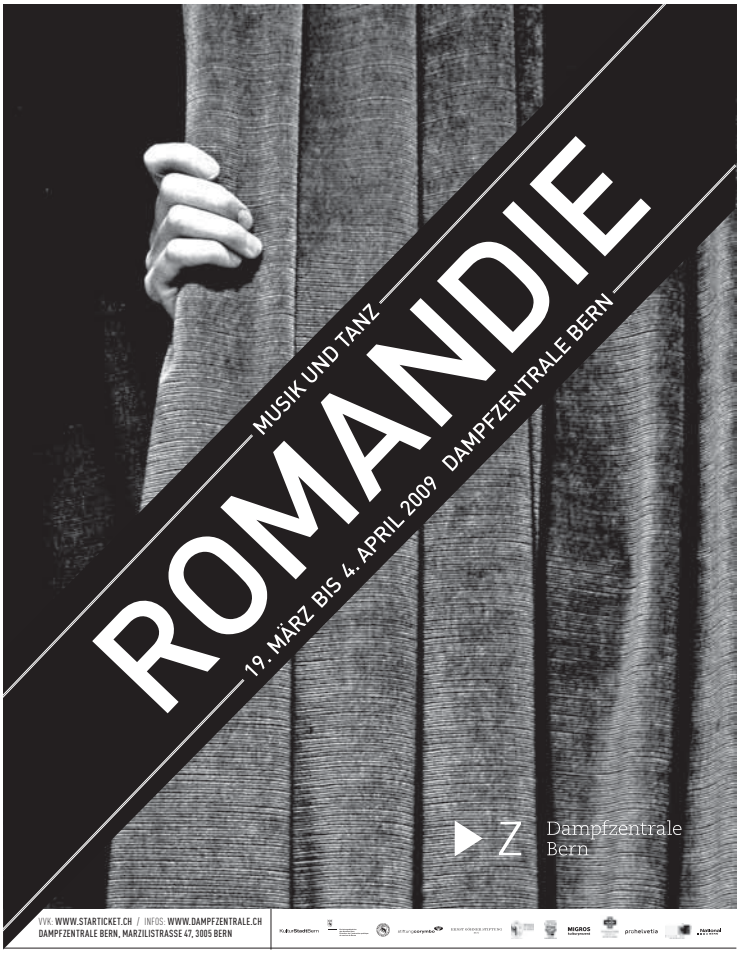
Die 2007 gegründete Gruppe Reckless Factory gewann bereits im ersten Jahr mit dem Stück «Parzival und der nackte Mann» (Aufführungen im Frühjahr 2008 im Schlachthaustheater Bern; Regie: Anna Katharina Bartel) den PREMIO-Förderpreis für junges Theater. Im Rahmen des Schlachthausformats «Startrampe – Vom Keller zu den Sternen», einer Plattform für junge Theaterschaffende, präsentiert das Produktionskollektiv in diesem Frühjahr «More than my mind». Ein Stück über die Einsamkeit in der modernen westlichen Gesellschaft, in welcher das Individuum für sich alleine steht, die Einsamkeit aber nicht ausschliesslich an ein räumliches Allein-Sein gebunden ist, sondern überall stattfinden und zugleich den eigenen gedanklichen Horizont phantasievoll übersteigen kann.

Schlachthaustheater Bern
8. März, 19:00h (öffentliche Probe)
12. - 13. März, 20:30 Uhr
Regie: Marie-Luise Bartel. Inszenatorische Unterstützung: Anna Katharina Bartel. Schauspiel: Christian Sellmann, Michael Glatthard. Kostüm/Bühne: Anna Katharina Bartel, Marie-Luise Bartel. Musik/Ton: Samuel Enslin. Produktion: Gwendolin Güdel.

interwerk gmbh
Kulturmanagement | Consulting

Sandrainstrasse 3 | CH-3007 Bern
Telefon +41(0)31 318 6050
Fax +41(0)31 318 6051
Email info@interwerk.ch
Web **www.interwerk.ch**

Kommunikationskultur in der Kulturkommunikation



PUPPEN

wenn feen nähen – kleine wesen aus fantasia

Von Bettina Hersberger Bild: Letizia Lenherr

■ Vorhang auf für Le la Fee und ihre fabelhaften Wesen: das kleine Monster, Familie Türkis, Karo, das gelbe Paar, der Engel mit Sonne und Mama beim Schimpfen. Sie alle sind Figuren aus Kinderzeichnungen, die die Künstlerin Letizia Lenherr zum Leben erweckt hat.

Ihr Début gaben Letizias Wesen im vergangenen Herbst in der Berner Vitrinen-Galerie «contrast» in der Kramgasse, wo sie viel Aufsehen erregten. Sie liessen Passanten nicht einfach vorbeiziehen, sie zogen sie förmlich in ihren Bann. Ein zwinkerndes Auge, ein breites, grinsendes Maul, aus dem spitze Zähnchen blitzen, eine ganze Truppe lustiger Gesellen mit langen blauen Haaren. Unmöglich, daran einfach vorbeizugehen. Wenn man ein wenig verweilte vor dem Galeriefenster, konnte man die Truppe sogar tuscheln hören. Beim genaueren Betrachten fiel der Blick auf die Zeichnungen an der Wand, deren Protagonisten den Wesen zum Verwechseln ähnlich sahen. Man erkannte rasch, dass diese Kreaturen keineswegs zufällig entstanden waren, sondern dass die Künstlerin selbst sie ursprünglich in früher Kindheit erschaffen hatte.

Es war das kleine Monster, das die Künstlerin und Kunstpädagogin dazu verführte, es in eine plastische Gestalt zu verwandeln. Die Idee, Figuren aus Kinderzeichnungen auferstehen zu lassen, spukte ihr aber lange vorher schon im Kopf herum. Zusammen mit ihrer Schwester verbrachte die heute 30-jährige Letizia Lenherr viel Zeit damit, Erlebnisse, Phantasien und Wahrnehmungen der frühen Kindheit zu zeichnen. Die Mutter schrieb alle Zeichnungen sorgfältig an mit Namen, Datum und Stichworten, die ihr die Kinder dazu gaben. Und mit der gleichen Sorgfalt sammelte und archivierte sie sämtliche frühkindlichen Werke.

Im Zusammenhang mit ihrer Diplomarbeit begann Letizia darüber nachzudenken, wie Kinderzeichnungen entstehen. Sie versuchte sich vorzustellen, was in einem Kleinkind vorgeht, wenn es zeichnet oder malt. Stellt sich das Kind die Form dreidimensional vor, bevor es den Stift oder den Pinsel ansetzt? Oder reduziert es in der Vorstellung das Objekt bereits auf zwei Dimensionen? «Diese Fragen, die wir nicht oder nur teilweise beantworten können, sind für mich das Geheimnis, das mich zur Arbeit mit den Wesen inspiriert.» Diesem Geheimnis auf der Spur, wollte Letizia der zweidimensionalen Form ihre dritte Dimension zurückgeben und damit eine plastische, greifbare Gestalt schaffen. Sie begann, die Stapel ihrer Kinderzeichnungen im Dachstock des Elternhauses zu durchstöbern, zu sortieren, zu betrachten und studieren. Sie ging der Entstehung ihrer Zeichnungen auf den Grund, liess eine Erinnerung nach der anderen Revue passieren, versuchte, den geheimnisvollen Gestalten eine Identität zurückzugeben. Die Gestalten sollten genau so aussehen, wie sie damals gezeichnet wurden von der kleinen Künstlerin.

Die ersten Wesen entstehen in einem aufwendigen Prozess. Sie sind unverkäuflich. Aber das Interesse an den Ausstellungsobjekten ist so gross, dass Letizia Lenherr beschliesst, Wesen aus Kinderzeichnungen auf Wunsch künstlerisch umzusetzen. Sie schafft damit ein Spannungsfeld zwischen Kunst- und Spielobjekt.

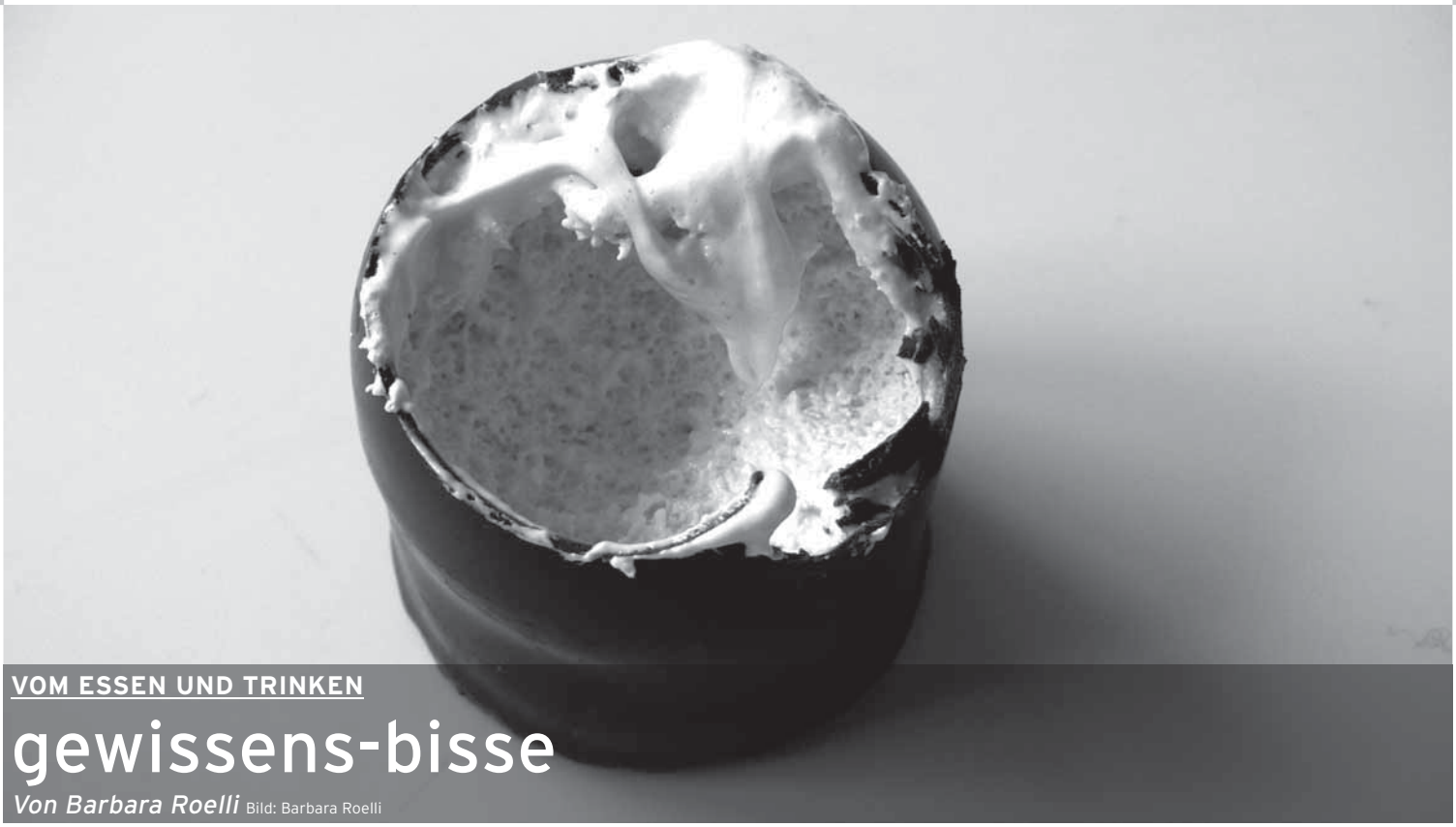
«Vincent und Papa und Vincent Papa sis Auto», lautet der Titel der Kinderzeichnung eines kleinen Jungen, aus der Letizia einer Figur Leben einhauchen soll. Was jetzt noch unbeweglich in Form von wenigen Linien auf Papier gebannt ist, soll bald ein greifbarer Spielgefährte sein. In liebevoller Kleinstarbeit entsteht ein Körper mit Armen, Beinen, einer Frisur, einem Gesicht. Für jedes Detail sucht die Künstlerin das passende Material. Die Farben will sie möglichst originalgetreu übernehmen. Manche Wesen aus Kinderzeichnungen sind bunt ausgemalt und mit vielen Details bestückt. Andere bestehen aus wenigen Linien in einer einzigen Farbe. Dann muss Letizia die Farben in ihrer eigenen Phantasie entwickeln. So kreiert sie aus einer einzig mit braunen Linien gezeichneten Figur ein entzückendes Geschöpf mit flauschigem Körper, lila Löffelohren und einem bunt-getupften Ringelschwänzchen. Aufgestickte Augen und Nase geben dem frisch geschaffenen Wesen ein Gesicht.

Eine neue Kreation ist oft gleichzeitig ein Experiment. Wie lassen sich abstehende Haare umsetzen? Oder Beine, so dünn wie ein Bleistiftstrich? Aber von Herausforderungen wie diesen lässt sich eine Fee nicht abschrecken: «Ich weiss immer genau, wie ein Wesen werden soll und betrachte es erst als vollendet, wenn es exakt so aussieht, wie ich es mir vorgestellt habe.» Das Ergebnis ist weit mehr als die Summe seiner Einzelteile: Es ist ein Wesen, das lebendiger ist als eine beliebige Puppe. Es ist einzigartig, kein austauschbares Geschöpf, denn es besitzt eine Seele aus der Phantasie eines Kindes. Jedes einzelne Wesen ist eine kleine Persönlichkeit.

Ihren nächsten Auftritt haben Letizia Lenherrs Wesen in einer Gruppenausstellung im Chrämerhuus in Langenthal.

strich&faden – Vernissage: 4. April, 17:00h, Finissage: 24. April (Kulturnacht), www.chraemerhuus.ch.

Info: www.madebyLe.com



VOM ESSEN UND TRINKEN

gewissens-bisse

Von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

■ Vorsichtig packe ich ihn aus; schäle ihn aus der schützenden Alufolie und greife ihn an seiner stabilsten Stelle – dem Boden aus knuspriger Waffel. Seine Form ist perfekt. Ein Biss in die glänzend dunkelbraune Wölbung, und ich werde sein Hirn auf meiner Zunge spüren: Die Konsistenz wird anfangs luftig-schaumig sein, danach cremig-klebrig. Wenn sich dann die zartbittere Schokolade seiner Hülle mit der cremig-klebrigen Füllung in meinem Mund vereint, kommt sein typischer Geschmack erst richtig zum Tragen. Ich mag dieses politisch unkorrekt benannte Objekt. Sein Name: Mohrenkopf. Mohrenkopf oder Negerkuss. Schon während ich die beiden Wörter auf der Tastatur tippe, ist mir nicht wirklich wohl, als ob die virtuelle Sittenpolizei die beiden ausgeschriebenen Wörter bereits registriert hätte. Genau so, wie man das Wort Zigeuner nicht mehr braucht, ist Mohr und Neger aus unserem Wortschatz verbannt. Oder wer sich so ausdrückt, rückt sich wortwörtlich ins rechte Licht.

Aber warum der Name «Mohrenkopf»? Warum trägt das süsse Ding, dessen Genuss so unvergleichlich ist, diesen rassendiskriminierenden Namen? Offensichtlich scheint die Verbindung zwischen der Farbe der Schokolade und der dunklen Hautfarbe der Afrikaner. Und die schneeweisse Füllung? Steht ihre Farbe für die Zähne des Mohren? Ist es der farbliche Kontrast, auf den die Füllung anspielt?

Der Negerkuss soll im 19. Jahrhundert in Frankreich erfunden worden sein. Der «Kuss» kommt vom französischen Wort «le baiser», und «Baisers» heissen im Französischen auch die bei uns als Meringues bekannten, im Ofen getrockneten Gebilde aus gezuckertem Eiweiss-Schnee. Also kann man darauf schliessen, dass die luftige Füllung für den Kuss steht und die Schokolade darum herum für den «Neger». Vielleicht sollte der ursprüngliche Name mit dem schwarzen Wilden, mit dem Unbekannten reizen und die Lust auf das Exotische wecken. Und womöglich haben die Damen der Aristokratie ihren Mohrenkopf vom eigenen schwarzen Sklaven serviert bekommen. Kombiniert man Schokolade – deren Genuss schon als ein sündhaftes Laster gilt – mit der Exotik des Schwarzen, so hat man ein reizvolles Produkt, das verschiedene Begierden in sich vereint.

Ist es also nicht der Lauf der Zeit und damit die Political Correctness in der Bürgerrechtsbewegung der 60er-Jahre, die den Namen dieser Süssigkeit negativ zu belasten begann? So wurden dann auch etliche Kompromissbegriffe gefunden: In Deutschland ist seit 1980 der «Schokokuss» gebräuchlich. In der welschen Schweiz blieb der «Kopf» im Namen erhalten, jedoch wurde aus dem Negerkopf – dem «Tête de nègre» - der «Tête de chocolat». Übersetzt auf Deutschschweizerisch also «Choco-Köpfli». Das steht auch auf der Verpackung der Marke Perrier drauf, deren Mohrenköpfe bei Villars «Maitre Chocolatier» in Fribourg hergestellt werden. Bei anderen Alternativnamen wird auf die geschlagene Eiweiss-Masse im Innern des Mohrenkopfs hingewiesen; wie beim Schaumkuss, Schaumzapfen und Schaumbollen. Interessant in dem Zusammenhang ist, dass die Füllung auch Othellomasse genannt wird. «Othello» wird im Fachbuch «Der Schweizer Bäcker-Konditor» aus dem Jahre 1944 als Synonym für den Mohrenkopf aufgeführt. Der Name sei offenbar eine Anlehnung an Shakespeares' Stück «Othello – der Mohr von Venedig» aus dem frühen 17. Jahrhundert.

Weitere Ersatznamen für den Negerkuss sind: Süsspropfen, Elefantenkuss, Beckenschmutz, Naschkuss, Schoggibolle und Braunes Ding. Man kann die Mohrenköpfe auch bei ihrem Markennamen nennen; wie Dudler oder Dickmann. So fängt man sicher keine bösen Blicke ein, aber Dudler könnte genau so gut ein Softdrink und Dickmann eine Bockwurst sein. Etwas zweideutig tönt «Bumskopf», wie der Negerkuss im bayerischen Wald genannt werden soll. In Wien hat man in den 1930er-Jahren die «Schwedenbombe» erfunden. Obwohl das gleiche Produkt, wurde hier der hellhäutige Nord-Europäer im Namen verewigt.

Anders so die Schweizer Firma Chocolat Ammann: Sie wirbt auf ihrer Homepage mit dem «Mohrenkönig». Und die 240 Gramm schwere Mohrenkopf-Variante nennen sie Big King. Das tönt nicht wirklich negativ. Wie kann sie auch? Die von aussen majestätisch anmutende Schokoladen-Überraschung, die sich in dem Moment, da man die schützende Hülle durchbricht, als schaumiges Gebilde entpuppt...

Wie dem auch sei - es gibt sie, die durchaus funktionierenden Namen ohne diskriminierenden Nachgeschmack. Und trotzdem scheint der Mohr im kulinarischen Zusammenhang nach wie vor in aller Munde. Solange es auch Schokoladenkuchen namens «Le nègre» oder Dessert-Rezepte wie «Neger im Hemd» gibt, werden wir wohl auch zukünftig in einen Mohrenkopf beissen. Die schneeweiss bis blassgelbe Füllung darin kann übrigens auch mit dem Hautteint des winterfesten Schweizers verglichen werden.

Streichorchester der Hochschule der Künste Bern

Leitung und Solist:
Benjamin Schmid, Violine

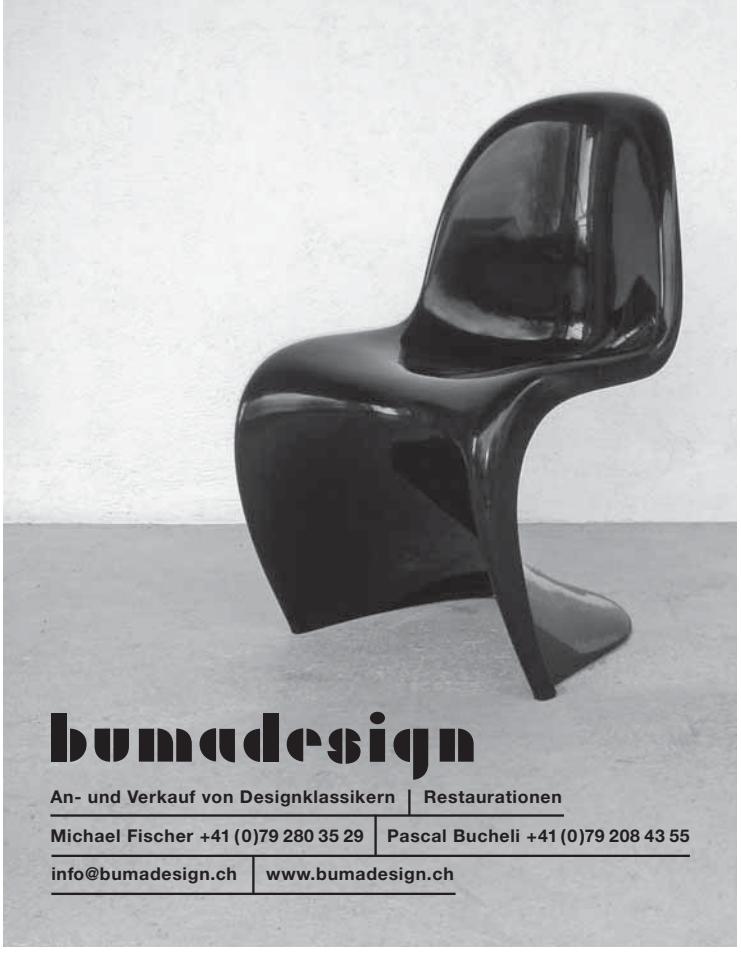
Freitag, 27. März 2009, 20.00 Uhr
Musikschule Konservatorium Bern
Grosser Saal
Kramgasse 36, 3011 Bern

Samstag, 28. März 2009, 20.00 Uhr
Kongresshaus Biel
Zentralstrasse 60, 2503 Biel

Eintritt frei – Kollekte zugunsten des Stipendienfonds

Berner Fachhochschule
Haute école spécialisée bernoise
Hochschule der Künste Bern
Haute école des arts Berne

hkb.bfh



CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

wie erzählt man einen witz?

Von Lukas Vogelsang

■ Sie kennen es: Da ist an jeder Party immer so ein unmöglicher Typ, der seine Witzesammlung loswerden muss. Er lacht immer vor der Pointe, klopft sich dauernd auf die voluminösen Schenkel und sabbert ihnen ins Glas. Vom säuerlichen Achselschweisshemd reden wir gar nicht. Aber die Klischees geben wir ihm sowieso – ob sie stimmen oder nicht -, es passt einfach. Denn wenn solche Typen auftauchen, erstarrt jedes kalte Buffet in arktischer Unsichtbarkeit. Das ist nicht lustig, ganz und gar nicht.

Nun, diese Gattung Mensch scheint sich zu vermehren wie die Algen im Murtensee. Vielleicht ist es ein Virus. Ganze Berufsgruppen sind bereits davon betroffen. Nach den Meteorologen, der IT- und der Telekommunikationsbranche sind auch die JournalistInnen infiziert. Sie wissen alles im Voraus, sind fraglos intelligent und bewiesen treffsicher – und lustig auch noch.

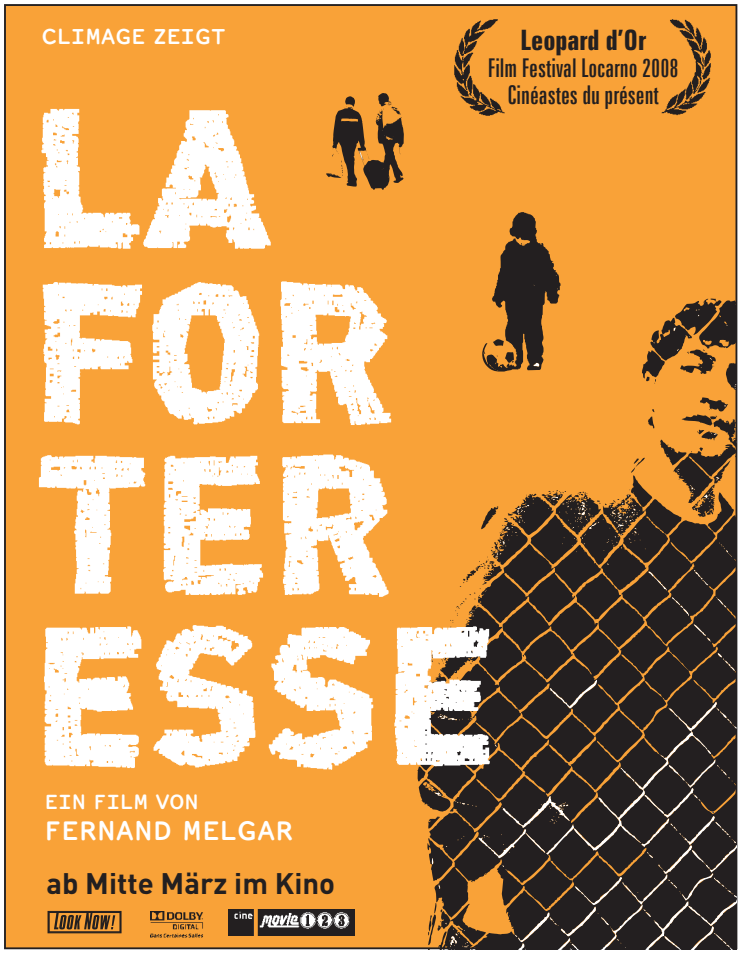
Und dann kam der Schnee. Bereits am Montag, 16. Februar, ging ein Raunen durch die Schweizer Medienlandschaft: «Der Schnee kommt. Gefährliche Gefahr. Buh, haltet euch fest und bleibt zu Hause... Der böse Schnee kommt...» Tja, und dann kam, was kommen musste: Nur die Hälfte. Das Unwetter von Schneemassen wurde mehr oder weniger zu einem normalen Schneegestöber und es war alles wieder weiss – so wie Wochen zuvor ebenso. Klar, ein paar Strassen waren etwas mehr bedeckt worden. Aber 'tschuldigung: Es ist eben Winter. Die Schnellbrütermedien bemühten sich um die Publizität einer Naturkatastrophe. Vorbildlich verhielt sich das Tamedia-Newsnetz, welches einen jungen, spielenden Hund im Schnee zeigte (Hä?/Anmerkung der Redaktion). Die Schweiz war für den Schneekampf gerüstet.

Am Katastrophentag selbst meinte Thomas Bucheli in den Nachrichten von DRS, dass sich das Wetter jetzt beruhigt habe – doch der Verkehrsdienst gleich anschliessend vermeldete, dass der Lastwagenverkehr besser nicht mehr durch die Schweiz fahren sollte, da überall Schnee auf den Strassen liege. Was jetzt? Alle Bilder, die ich an diesem Tag zu Gesicht bekam, zeigten weniger Schnee, als ich am Morgen im Seeland vom Dach meines Autos schaufelte.

So gemein! Sie hatten sich vorbereitet, hätten Sensationen berichten können, zapften alle Web-Cam-Bilder aus der Schweiz an, um überall präsent zu sein. Und die Schweiz wäre im Schnee fast erstickt! Doch nichts davon geschah. Und dass in der Zwischenzeit der SMI (SwissMarketIndex) zum ersten Mal in fünf Jahren unter 5'000 Punkte sank, interessierte nur am Rande. Wenngleich dies für das Wohl der Schweiz wichtiger gewesen wäre.

Die Tagesmedien sind schlechte Witzerzähler. Sie sollten sich lieber wieder auf die wirkliche Darstellung der Dinge als auf deren Interpretation fokussieren. Darstellen heisst dann auch, vor Ort sein, sich ein Bild machen, um dieses weiterzuvermitteln. Es reicht nicht, wie ein Marketinginstitut, sesselwärmend Informationen aus dem Telefonhörer zu quetschen, die man sich vorbereitet hat. Das Fleisch und Blut ist draussen – es liegt nicht auf dem Schreibtisch.

Lustig im Schneegestöber war einzig Philipp Gerber von DRS3 mit einer Bastelanleitung für einen Schneemann, eine ziemlich missglückte Mission, mit einer ehrlichen Prise Selbstironie. Doch er bleibt wohl ein Einzeltäter, denn für die Medien sind unsere BundesrätInnen Schneemannen und –frauen geworden. Und es vergeht kein Tag, ohne dass die Medien besser wissen, wie man die Welt regiert – statt Selbstironie folgt täglich eine Rücktrittsforderung. Wo bleibt da der Witz?



Konzert zur Orient-Ausstellung 2009

Heidi Maria Glössner, Rezitation; Mahmoud Turkmani, Oud

So, 15. März 2009, 17 Uhr
Auditorium Martha Müller, Zentrum Paul Klee

Nikolaj Rimsky-Korsakow (1844-1908)
«Scheherazade» Suite nach Tausendundeiner Nacht
(Fassung für Sprecherin, Klarinette, Violine, Violoncello & Klavier)

www.zpk.org/musik

Vorverkauf: www.kulturticket.ch
Tel. 0900 585 887 (CHF 1.20/Min.)

Zentrum Paul Klee
Bern

BLINDE INSEL '09

Grosse Halle Reitschule Bern

Fr|13|02|09
‰ Eventmakers | Ó Franz Hohler

Sa|14|02|09
‰ Eventmakers | Ó Franz Hohler

18–21|02|09
‰ Rest. Dampfzentrale | Ó Franz Hohler

25–28|02|09
‰ Rest. Dampfzentrale | Ó Endo Anaconda

MIT TEXTEN ZUM THEMA KLIMAWANDEL VERFASST VON BEKANNTEN AUTORINNEN UND AUTOREN

4–7|03|09
‰ Eventmakers | Ó Grazia Pergoletti

11–14|03|09
‰ Eventmakers | Ó Pedro Lenz

18–21|03|09
‰ Bio Hof Heimenhaus | Ó Greis

25–28|03|09
‰ Bio Hof Heimenhaus | Ó Johanna Lier

ANREGENDES ESSERLEBNIS IM KLIMAWANDEL Das Restaurant Blinde Insel lädt vom 13. Februar bis zum 28. März 2009 erneut zu einem sinnlichen Erlebnis ein. In völliger Dunkelheit servieren blinde und sehbehinderte Menschen ein kulinarisch kreatives 3-Gang-Menu. Dieses Erlebnis regt alle Sinne an. Im Zentrum des Projekts steht aber ein ganz besonderer: Sinn für Klimawandel. Renommierte Kochkünstler aus der Region Bern verwöhnen Sie mit ihren kulinarischen Kunstwerken. Als Zutaten verwenden sie ausschliesslich Produkte aus der Region ... **MIT KURZTEXTEN AUF BAND KITZELN AUTORINNEN UND AUTOREN DIE GEDANKEN ZUM THEMA KLIMAWANDEL** Die besondere Atmosphäre im Dunkeln bietet die Möglichkeit, neben den Sinnen auch die Gedanken zu sensibilisieren. Exklusiv für die Blinde Insel haben bekannte Autorinnen und Autoren Texte zum Thema Klimawandel verfasst. **MITTWOCH BIS SAMSTAG | RESTAURANT BLINDE INSEL | GROSSE HALLE REITSCHULE BERN | SCHÜTZENMATTE** Beginn: pünktlich um 19.30 Uhr | Ende: um ca. 22 Uhr | Bar und Ausstellung ab 18.30 Uhr | Regionale Küche mit vegetarischer Variante für Fr. 44.–

Wir bitten um Reservation: www.grossehalle.ch/blindeinsel
oder Tel: 078 854 58 66 (Mi–Sa+Mo: 11–14+17–19 Uhr | Di: 11–14 Uhr)

kulturSTADTbern

Schweizerischer Blinden- und Sehbehindertenverband

GROSSEHALLE REITSCHULEBERN

FILM DEMNÄCHST

confessions of a shopaholic

Von Simon Chen Bild: zVg.

■ Endlich ist er da, der Film zur Finanzkrise. Aber im Gegensatz zur real existierenden wird sie uns hier verständlich und nachvollziehbar dargelegt. Sie ist heruntergebrochen auf das Individuum, übersetzt auf die Verhältnisse, wie du und ich sie kennen; du, der simple Lohnempfänger oder ich, der einfache Kontoinhaber. Ein Film, der aufzeigt, dass die Finanzkrise bei jedem einzelnen beginnt, dass sie etwas Persönliches ist, dass Finanzkrise keiner Wall Street, keines Freddy Mac und keiner Fanny Mae bedarf, unter dem Strich: Dass Finanzkrise auch die angeht, die noch glauben, sie wären von ihr verschont geblieben. Also die meisten.

«Die Bekenntnisse einer Konsumsüchtigen» ist ein fast dokumentarischer Film über die sogenannten Konsumenschen (nein, da fehlt kein m, geschätzter Lektor), einer in der westlichen Hemisphäre weitverbreiteten Spezies. Ihr Konsumverhalten ist weitgehend pervertiert. Konsumenschen stellen nicht einen Bedarf fest, um sich danach den entsprechenden Artikel zu beschaffen. Sie lassen sich vielmehr von den überbordenden Auslagen diverser Geschäfte und Katalogen anmuten, um dann sicher etwas zu finden, das sie zwar nicht brauchen, aber mit umso grösserer Freude erwerben oder bestellen, kurz: Menschen, die ganz offensichtlich zu viel verdienen. Oder meinen, genug zu verdienen. Ich kaufe, also bin ich (bald pleite), heisst die Devise.

So ein Mensch ist Rebecca Bloomwood (Isla Fisher), ein charmantes Girl der New Yorker Glamourwelt, das nichts so liebt wie Shopping um des Shoppings willen. Sie gibt aus, was sie hat, konsumiert aber auch mit Geld, das sie nicht hat, handelt also mit Werten, die es gar nicht gibt - die Parallele zur weltweiten Finanzkrise ist unschwer zu erkennen. Klamotten, Handtaschen (um die Ware nach Hause zu tragen), Schuhe; alles auf Kredit. Pumps auf Pump, bezahlt mit Plastikgeld. Rebecca lebt auf der Überholspur - bis sie eines Tages von ihrem leicht überzogenen Bankkonto eingeholt wird. Sie droht in ihrem selbst geschaffenen Chaos unterzugehen, da sie sich gleichzeitig die Bank vom Leib halten, einen Mann (Hugh Dancy) beeindrucken und die Karriereleiter nach oben muss - ein Grund mehr, sich zur Entspannung eine Kleinigkeit zu gönnen...

Wenn Wirtschaftsexperten und ihre Zudiener, die Politiker, davor warnen, in diesen schweren Zeiten vor lauter Sorge Geld zu sparen und mit Inbrunst dafür plädieren, jetzt erst recht Geld auszugeben und in Umlauf zu bringen, um die Wirtschaft anzukurbeln, dann entlarvt dieser Film diese leider weitverbreitete Irrlehre als fachidiotische Binnenlogik, die jeder Moral und Weitsicht entbehrt und einen zuverlässigen Grundstein legt für den nächsten Finanzkollaps.

Gib nicht Geld aus, das du nicht tatsächlich besitzt! Dies die ebenso simple wie richtige Aussage von «Confessions of a shopaholic», der durch seine hippe Aufmachung genau die Zielgruppe anspricht, die laut aktuellsten Berichten von der Finanzkrise am härtesten betroffen und von der Droge Konsum am meisten gefährdet ist: Die Jugendlichen. Denn wo Kreditinstitute jungen Menschen, die keine Lehrstelle finden, fette Kredite gewähren, steigt die Jugendverschuldung. Deren Tilgung durch Papi ist nichts anderes als die kleine Schwester der Staatshilfe.

Ob allerdings der Film selbst seine Kosten einspielt, steht noch aus. Deshalb, wenn wir verhindern wollen, dass unser aufklärerisches Hollywood-Kino auch noch auf US-Staatshilfe angewiesen sein wird, sollten wir nicht zögern, in Massen ins Kino zu strömen und uns «Confessions of a shopaholic» anzuschauen. Und wenn wir grad kein Geld für die Kinokarte locker haben sollten... Dann leihen wir uns eben kurz mal was aus.

CH-Kinostart: 12. März
Der Autor dieser Filmversprechung legt Wert auf die Feststellung, dass er den Film nicht gesehen hat!

INSOMNIA

Von Eva Pfirter

SPAGHETTI, SPAGHETTI

■ Fast immer, wenn ich den halbdunklen Raum betrete, denke ich: Eigentlich ist's mir gar nicht danach, mich hinzulegen! Dann liege ich doch und kämpfe gegen To-Do-Listen, die mir durch den Kopf schwirren: Brot muss ich noch kaufen und Spaghetti – oder hat's Spaghetti? Oje, ich muss noch diese E-Mail schreiben und die bestellten Bücher abholen. Die Yoga-Lehrerin sagt: Wir spüren unsere Beine, unsere Beine sind locker. Und ich denke: Hab ich mein Handy ausgeschaltet?

Es ist faszinierend, denn mit der Zeit entfaltet Yoga – ob man will oder nicht – eine eigentümliche Wirkung. Die Gedanken («Spaghetti!») sind (wenigstens bei mir) noch da. Doch schweben sie nach den ersten Atem- und Bewegungsübungen nur noch als Wortfetzen in kleinen Wölkchen an einem fernen Horizont vorüber. Es ist dann etwa so: Ich denke die Worte zwar, weil sie mein innerer To-Do-Listen-Generator ausspuckt, aber es ist, als würden sie nicht mehr richtig zu mir gehören. Mein Hirn denkt einen Satz und das Atmen, die Übungen und die Dunkelheit machen, dass dieser Satz vom Kopf weit weg geschleudert wird – so wie ein Fussball-Goalie einen Ball wegkickt. So ziehen die Worte «Brot» und «Spaghetti» langsam an den laut atmenden Körpern vorbei und schlüpfen durch die Türe hinaus in die helle, laute, geschäftige Welt.

Es gibt aber auch Mit-Yogisten, die einem das Entspannen ganz schön schwer machen. Letzte Woche war da eine Frau vom Typ «Hausfrau», die die ganze Zeit den Mund weit offen hatte beim Sonnengruss. Ich dacht immerzu: Gähn doch! Jetzt gähne endlich! Aber sie gähnte nicht. Mann kann sich schlecht auf seine entspannten Schultern konzentrieren, wenn einem gegenüber ein offener Rachen anstarrt. Ein anderer Fall sind die geräuschvollen Schnaufer (wieder einmal, ich weiss). Ehrlich gesagt sind es häufig Männer, die die Luft mit einem Ruck ausstossen und fast schon stöhnen bei den Kräftigungsübungen. Falls ihr das tut, weil es euch wirklich so anstrengt – na, gut, meinetwegen. Aber falls ihr, liebe Männer, vom Schlag «Ich-mache-alles-bis-ich-nicht-mehr-kann-weil-ich-ein-echter-Kerl-bin» seid, habt ihr euch bei Yoga wohl im Raum geirrt. Hier geht es eben gerade NICHT um Leistung und Ego. Es geht darum, dass man danach raus in die anbrechende Nacht stapfen kann und für einen halben Abend alle rumschwirrenden Gedanken los ist. Herrlich, diese leichte und liebevolle Leere im Kopf. Bis der Hunger kommt und «Spaghetti!!» ruft.

SPEZIALFILM

«hallo, schönen guten tag»

Von Katja Zellweger Bild: zVg.

■ Schuhe. Durchsichtig, geschnürt, glänzend, glitzrig, lackiert, ledrig, genietet, beschlagen, rot, schwarz und vor allem hochhackig – laufen über alte, abgewetzte Perserteppiche.

Das älteste Gewerbe der Welt, die Prostitution, wird anlässlich einer Filmreihe des Kino Lichtspiel verschiedenfach beleuchtet. Ein breites Spektrum an Filmen aus aller Herren Ländern zum Thema «Sexarbeit» wird gezeigt; vom Dokumentar- über den Spielfilm bis hin zum Comic. In Zusammenarbeit mit Xenia, einer Beratungsstelle für Frauen, die im Sexgewerbe tätig sind, werden Filme bis Mitte April präsentiert.

Der erste Film, als bester Dokumentarfilm des Kieler Fetischfilmfestivals 2008 gekrönt, berichtet über das Wesen der Arbeit in einem Bordell. «5 Sexrooms und eine Küche» zeigt das anscheinend Unvereinbare auf. Einerseits die fünf Sexräume, mit unterschiedlichen Konzepten, andererseits die Küche, der neutrale, normale Ort für Geschwätz, die Zeitung, ein Buch, einen alten Hund und Essen. «Nuttenstiefel» und alte Teppiche – eine unterhosenfreie Küche.

Die Regisseurin Eva Heldmann arbeitet bewusst mit solchen Kontrasten, die sich in dieser Wohnung ständig finden. In Adidas-Schlarpen beantworten die drei Frauen um Lady Tara, Besitzerin des Bordells, Telefonate mit hauchig-feinem «Hallo, schönen guten Tag», worin über Wünsche des Kunden und die eigenen körperlichen Vorzüge gesprochen wird. Und hängen auf, rauchen die Zigarette zu Ende und lesen ihren Roman weiter. Die Jüngste in der Runde putzt und räumt auf in einer roten, durchsichtigen Ganzkörperstrumpfhose. Skurril und zuweilen befremdend schnell wechselt in diesem Bordell Alltags- und Arbeitswelt. Dieser Kontrast wird unterstrichen von aktiven Hintergrundgeräuschen und einem ruhigen Blick in die Räume sowie von der Filmmusik aus Mozarts «Zauberflöte».

Die Regisseurin zeigt ein Flair für Symbolik und Zweideutigkeit, obwohl ein eindeutiges Business Thema ist. Doch genau das macht die Spannung des Films aus! Farben und Geräusche, Nahaufnahmen und eine ruhige Kamera umrahmen den Einblick in einen Arbeitsalltag, wenn auch einige brennende Fragen nicht beantwortet werden. Sehen zu können, dass die Frauen auch ihre Grenzen kennen und Spass an ihrer Arbeit haben, ist schon eine erste Erkenntnis. Eva Heldmann versucht verzerrte Vorstellungen zu entwirren, indem sie Bilder und Eindrücke zeigt. Es lag wohl im Bestreben des Films, nicht zu interviewen oder zu biografieren, sondern einfach aufzuzeigen – nicht stilisieren wollen, was für die Frauen normal ist. Dies betont auch Lady Tara, an ihrer verlängerten Zigarette ziehend: «Warum kann man eine Prostituierte nicht lassen wie sie ist? Für Unglück oder Glück einer Hure ist nicht gleich der Staat verantwortlich. Viele Frauen sind in ihrer Ehe unglücklich, deswegen wird die Ehe auch nicht abgeschafft.»

Obwohl in der Schweiz Prostitution unter einigen Bedingungen legal und in absehbarer Zeit ein Steuer- und AHV-pflichtiger Beruf wird, bleibt das Thema weiterhin unangenehm und wird tabuisiert. Darum stehen bei der ersten Aufführung die Regisseurin sowie zwei Hauptdarstellerinnen für Fragen zur Verfügung, an der zweiten Vorstellung ist noch Eva Heldmann vor Ort.

Mit dieser Filmreihe durchleuchtet das Kino Lichtspiel Vorurteile, zeigt auf, was nicht gesehen werden will und öffnet den Vorhang zu einer verurteilten, missachteten und heimlichen Welt, von deren Existenz doch alle wissen. Obwohl «wissen» das falsche Wort zu sein scheint, denn wirklich wissen, was hinter den Herzli-Vorhängen und roten Leuchtschriftzügen passiert, will niemand. Trotzdem oder gerade deswegen entstehen immer wieder spannende Diskussionen zu diesem Thema – weil eben niemand wirklich weiss. Wollen wir's ergründen? – Die Filmreihe im Kino Lichtspiel soll eine Plattform für die Ansichten der Frauen aus dem Sexgewerbe bieten und dem Zuschauer zu einer eigenen Stellungnahme aufgrund von Wissen verhelfen. Damit das Heimliche nicht mehr ganz so unheimlich anmutet.

Theater Lichtspiel, Bahnstrasse 21, 3008 Bern

Die Vorstellungen beginnen jeweils um 20:00h, die Bar ist ab 19:00h geöffnet.

«5 Sexrooms und eine Küche»
Freitag, 6. März und Samstag, 7. März.

«Frau Mercedes – Alt werden auf dem Autostrich»
Montag, 16. März.

«Dirnentragödie»
Montag, 23. März.

«Estrellas de la línea (the Railroad Allstars)»
Montag, 30. März.

Weiter Informationen:
www.lichtspiel.ch
www.heldmannfilm.de

FILM

the duchess

Von Sonja Wenger Bild: zVg.

■ Vergesst Prinzessin Diana und die ungezählten Kerzen im Wind: Georgiana Cavendish, die Duchess von Devonshire, war schon eine «Königin der Herzen» lange bevor die Welt mit Boulevardmedien überschwemmt wurde. Fast zweihundert Jahre bevor der Tod von Diana die Menschheit zu Tränen rührte, bewegte Georgianas Leben bereits die Klatschkolumnen. Und über hundert Jahre bevor die britischen Frauen das Stimmrecht erhielten, war Georgiana nicht nur eine Modeikone und Inspiration für Intellektuelle oder Schöngeister, sondern auch eine politische Lobbyistin für die Vorgängerin der heutigen Labour-Partei.

Um Georgianas Geschichte passend zu erzählen, hat der britische Regisseur Saul Dibb nun auf ein weiteres bekanntes Gesicht der Neuzeit gesetzt. So schnürt sich Keira Knightley – «die Königin des modernen Kostümdramas» – für «The Duchess» einmal mehr in das Korsett aus grandiosen Kleidern und starren Gesellschaftsnormen und liefert ganz nebenbei eine ihrer bisher besten schauspielerischen Leistungen.

Als Georgiana Spencer mit dem wesentlich älteren William Cavendish, Duke von Devonshire (Ralph Fiennes), verheiratet wird, ist sie gerade mal siebzehn Jahre alt. Die Ehe stützt sich zu Beginn noch auf Respekt und eine dezente Sympathie. Doch Georgiana ist alles, was ihr Mann nicht ist: dynamisch, humorvoll, neugierig. Bald realisiert sie, dass ihr Ehemann weder fähig noch gewillt ist, ihre emotionalen Bedürfnisse zu stillen.

Ausgerüstet mit einer grossen Portion an Charme, Intelligenz und Lebenslust sucht sich Georgiana entsprechend die Liebe anderswo. Mit ihrem extravaganten Modegeschmack und ihrer Redegewandtheit wird sie bald zum Liebling der gehobenen Gesellschaft; für ihre Kinder ist sie eine hingebungsvolle Mutter; und für ihre Affäre mit dem Politiker und späteren Premierminister Charles Grey (Dominic Cooper) ist sie gar bereit, alles aufzugeben. Doch als ihr Mann eine Affäre mit Georgianas bester Freundin Bess Foster (Hayley Atwell) beginnt und die Ehe in eine «Ménage à trois» verwandelt, muss sie erkennen, dass Traditionen und gesellschaftliche Zwänge vor allem von den Frauen Opfer verlangt.

Knightley spielt Georgiana mit einer grossen, eher modern anmutenden Souveränität. Ihre Darstellung spiegelt nicht nur alle Widersprüche, Stärken und Schwächen dieser faszinierenden Frau, sie weckt auch grosse Sympathie für Georgiana, ohne dabei in eine voyeuristische Gefühlsdusselei zu verfallen. Fiennes wiederum als Georgianas Ehemann und Quasi-Gegenspieler, verleiht dem Film und der Geschichte erst die notwendigen Ecken und Kanten. Mit jener Mischung aus brodelnder Intensität und Gefühlskälte, die Fiennes Markenzeichen ist, stellt er Devonshire als unsympathischen und unsensiblen Snob dar, der dennoch ein Mensch ohne böse Absichten ist, einfach gefangen im Standesbewusstsein und gebeutelt von seiner Hilflosigkeit gegenüber jeglichen Gefühlen.

Es ist vor allem diesem schauspielerischen Duo zu verdanken, dass aus «The Duchess» ein relativ kurzweiliger und unterhaltsamer Film geworden ist. Denn abgesehen von der ästhetischen Umsetzung und der visuell ansprechenden Kostümorgie ist «The Duchess» kein spannendes oder aussagekräftiges Zeitbild des ausgehenden 18. Jahrhunderts oder der Rolle der Frau. Was bleibt ist das Porträt einer zwar klugen und schönen Frau, die sich aber nur dank ihrer gesellschaftlichen Position und des Reichtums ihres Mannes über viele Konventionen ihrer Zeit erfolgreich hinwegsetzen konnte – und doch in ihrem grössten Kampf um Liebe und Erfüllung gescheitert ist.

Der Film dauert 106 Minuten und kommt am 19. März ins Kino.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Von lauem Sprachwitz zu monotoner Inhaltslosigkeit; von schnarchigen Wortspielen bis wahr gewordener Verbalhölle: Die Kioskauslage auf dem Jahrmarkt des Gesellschaftsmasochismus bietet die ganze Bandbreite. Als willkürlich ausgewählte Brüller des Monats für die Devise «Lebenszeitverschwendung» müssen diesmal das biedere Phantasieheftchen «Glückspost» und das pseudobesorgte Geiferblatt «InTouch» herhalten.

So erweisen sich diese Prototypen der Banalität, dieses Fressen für Textminimalisten, diese Musterfälle für erfolgreiche Gehirnwäsche als gut bestückte Goldgrube auf der Suche nach dem Unsäglichen – oder ganz im Slang von Jugend und «InTouch»: Als «echt total extrem» ergiebig.

Nun aber nicht, dass man glauben muss, kurze Texte erfordern weniger Arbeit! Im Gegenteil. In der Kürze liegt noch immer die Würze, und bei dem Zeug, das hier serviert wird, verbrennt sich noch die schärfste Zunge. Hut ab also, denn dies bei gewissermassen null Inhalt und noch weniger Relevanz hinzukriegen erfordert einen quasi «total grossen» Wortschatz.

Das fängt schon ganz weit vorne an, also genauer auf dem Titelbild: «Top-Model-Hölle – so brutal ist Heidis Show». Ketzerisch, wer Böses denkt, denn eigentlich ist nur irgendwo gerade eben wieder eine Schaufel umgefallen oder ein Nagel abgebrochen. Das klingt dann aber so: «Die Kandidatinnen stehen total unter Druck»; die Models «sind schon jetzt total fertig» und jedes Topmodel habe ein «total angesagtes Vorbild».

Dazwischen zur Auflockerung mal ne neue Wortschöpfung, wenn sich Victoria Beckham und Jennifer Lopez im «Zicken-Zoff» gegenseitig «bepöbeln» und sich einen «Beauty-Battle» liefern, von dem wohl nur die Redaktion weiss, was das ist. Aber dann natürlich gleich weiter, denn quasi abgestumpft sind eh schon alle, merkt also niemand, wenn es Seite um Seite geht: Rihanna «leidet total unter dem Fremdflirt» ihres Lovers; Halle Berry «steht total unter Stress», weil ihr Lover weiteren Nachwuchs will; oder Kylie Minogue hat mit ihrer Sonnenbrille den «totalen Durchblick».

Und kaum denkt man, dass vielleicht doch nicht alle Hirnzellen schon in einem katatonischen Zustand sind, steht auf der ersten Seite der glücksverheissenden Post auch noch: «Camilla in der Ehe-Hölle, wie einst Prinzessin Diana – und Charles schaut einfach weg.»

Aus also. Vorbei. Der letzte Rest der grauen Masse schmilzt in der Hölle der Substanzlosigkeit, der gestrafte Leser fühlt sich so «nudelfertig» wie die Kandidaten in der Show «Hell's Kitchen» des britischen Starkochs Gordon Ramsay, quasi «Kandidatenbraten», wie es adaptiert auf RTL heisst. Und wem das noch nicht heiss genug ist: Anna Nicole Smiths Leben – das war die, die aus Liebe geheiratet habe – soll nun in London als Oper aufgeführt werden.

cinématte

www.cinematte.ch / Telefon 031 312 4546

■ **Unzähmbare Künstlerseelen - Künstlerbiografien im Spielfilm** Künstler bewegen sich oft am existenziellen Abgrund, sind hin und her gerissen zwischen nacktem Überleben und künstlerischer Kompromisslosigkeit. Das Künstlerleben ist ein gefundenes Fressen für Drehbuchautoren und Filmregisseure. Im Spielfilm wird neben dem Werk des Künstlers vor allem dem ausschweifenden Liebesleben auffallend viel Platz eingeräumt. So gilt in **Love is the Devil** das Hauptaugenmerk der Beziehung des britischen Malers Francis Bacons zu seinem Liebhaber und seiner Muse George Dyer, den er in unzähligen Gemälden verewigt hat. Die filmischen Porträts von **Frida Kahlo** und **Camille Claudel** erzählen von der schwierigen Beziehung der zwei Künstlerinnen zu ihren Mentoren, die gleichzeitig ihre Liebhaber waren. Und auch in **Pollock** legt Regisseur und Hauptdarsteller Ed Harris besonderes Gewicht auf die turbulente Beziehung des Malers zu seiner Frau, der Malerin Lee Krasner. Oft scheinen die Regisseure in den Künstlern, die sie porträtieren, Seelenverwandte gefunden zu haben. Harris geht in der Rolle des cholerischen Künstlers richtig gehend auf und Derek Jarman der sowohl Maler wie auch Filmemacher war, erzählt in **Caravaggio** genauso viel über den Renaissancemaler wie über sich selber. Der Maler Julian Schnabel widmet in seinem Filmdebüt seinem Freund Jean-Michel Basquiat, einem Zögling Andy Warhols, ein berührendes und persönliches filmisches Porträt. **I Shot Andy Warhol** spielt ebenfalls im Umfeld des einflussreichen Popart-Künstlers und seiner extravaganten Entourage.

Aki Kaurismäki - Akis Welt Im letzten Teil der Kaurismäki - Reihe zeigen wir die Filme: The Man Without a Past, Lights in the Dusk, Leningrad Cowboys Go America und Total Balalaika Show.

Durch die Sonntage im März begleiten uns Franz Schnyders Verfilmungen von Gotthelfs Romanen: **Anne Bäbi Jowäger I: Wie Jakobli zu einer Frau kommt** und **Anne-Bäbi Jowäger II: Jakob und Meyeli.**

Kellerkino

www.kellerkino.ch / Telefon 031 311 38 05

■ **LLUVIA - REGEN** von Paula Hernandez, Argentinien 2008, 110 Min - Seit Tagen regnet es in Strömen in Buenos Aires. Alma steckt mit ihrem Auto mitten im Stau der Grossstadt. Plötzlich steigt ein Mann, den sie nicht kennt, zu ihr ins Auto, offensichtlich verletzt und auf der Flucht. Alma schickt ihn nicht weg, da sie selber am Herumirren ist und sich Robertos Situation irgendwie verwandt fühlt. In der verschwommenen Regenwelt entwickelt sich eine Liebesgeschichte zwischen zwei einsamen Stadtmenschen, die aus ganz unterschiedlichen Gründen umherirren...Ein atmosphärisch dichter Film mit Schauspielern von starker Ausdruckskraft: Valeria Bertuccelli und Ernesto Alterio.

TRANSASIA EXPRESS von Özay Sahin und Manuel Uebersax, CH 2008, 78 Min - TransAsia Express ist ein Roadmovie auf Schienen der Strecke Istanbul-Teheran. Der Istanbuler Musiker Hemo reist im Zug nach Teheran, um sein altes Persisches Seiteninstrument zu reparieren. Eine vielschichtige Collage aus Begegnungen, Musik und einer sich verändernden Landschaft.

LA TREGUA – DIE ATEMPAUSE von Francesco Rosi, I/F/D/CH 1996, 113 Min - Der Film erzählt von der Rückkehr des aus KZ-Haft befreiten Schriftstellers Primo Levi in seine italienische Heimat, einer Odyssee, die in Wirklichkeit ein ganzes Jahr dauerte. Es geht darum, allmählich ins Leben zurückzukehren, seine menschliche Würde wiederzufinden, aus dem Trauma von Auschwitz aufzutauchen. Das braucht Zeit und kann wohl nie völlig gelingen.

VOLEVO SOLO VIVERE von Mimmo Calopresti, CH/I 2006, 75 Min - Neun italienische Juden, Überlebende des Holocaust, erinnern sich an die Zeit des Grauens, die über sie hereinbrach, als Mussolini 1938 anti-jüdische Gesetze erließ, die 1943 zur Deportation von 6000 Menschen führten. In einer Mischung aus eindringlichen Interviewszenen, historischem Filmmaterial und Fotos veranschaulicht der Film das beispiellose Verbrechen und die Gräuel der Konzentrationslager, berichtet von der Entmenschlichung der Täter und führt die industriell betriebene Massenvernichtung mit bedrückenden Bildern vor Augen.

KINO kunstmuseum

www.kinokunstmuseum.ch / Telefon 031 328 09 99

■ **ROMY SCHNEIDER** Die legendären, zwischen 1955 und 1958 entstandenen Sissi-Filme machten die junge Romy Schneider zum Weltstar. Nach ihrem Umzug nach Paris folgte ihre zweite, «französische» Karriere. Ab 7. März

CHANTAL MICHEL – KÖRPER ALS INSZENIERUNG UND IRRITATION Die Berner Künstlerin hat mit Arbeiten in den Bereichen Video, Fotografie und Performance auf sich aufmerksam gemacht. Typisch für die öffentlichkeitsscheue und europaweit ausgestellte Künstlerin sind Bildserien, in denen sie ihren eigenen Körper im Raum inszeniert. Ihre spektakulären Arbeiten sind auf unheimliche Art doppelbödig und irritierend. Der Filmemacher Alain Godet hat Chantal Michel während zwei Jahren mit der Kamera begleitet und ein ebenso intimes wie fesselndes Porträt geschaffen, das dicht an ihr Lebensgefühl und ihre Arbeitsprozesse heranführt. 8. – 22. März

PREMIERE: COMME DES VOLEURS (A L'EST) VON LIONEL BAIER Während in der Deutschschweiz momentan relativ unpersönliche, breitenwirksame Unterhaltungsfilme wie Steiners Grounding en vogue sind, setzen Romands wie Vincent Pluss (On dirait le sud), Romed Wyder (Absolut) oder eben Lionel Baier auf persönliche kleine Filme, die mit minimalen Budgets, Videokameras und mitunter nur skizzenhaften Drehbüchern angegangen werden. Pate steht bei diesem improvisierenden Treiben der jungen Welschen das ‹cinéma copain› eines Alain Tanner oder Soutter. So ist es auch kein Zufall, wenn Lionel Baier in **Comme des voleurs (à l'est)** sein eigener Spielfilmheld mitten in Polen auf ein Buch über Soutter stösst. 21. – 31. März

ASTA NIELSEN – SPRACHE DER LIEBE Asta Nielsen (1881–1972) ist – ungleich anderen Schauspielerinnen des frühen Kinos – von der Filmgeschichtsschreibung nie vergessen worden. 28. – 30. März.

Die genauen Spielzeiten der Filme und weitere Informationen finden Sie auf **www.kinokunstmuseum.ch**

KINO in der Reitschule

www.reitschule.ch / Telefon 031 306 69 69

■ **Filmreihe Intersexualität** Die Existenz von Zwittern ist ein Tabu. Für MedizinerInnen ist Intersexualität eine Krankheit, die sie behandeln wollen. Die Betroffenen werden durch die Eingriffe aber oft von frühester Kindheit an traumatisiert. Intersexuelle sind nicht krank - sie fordern Anerkennung. Die Sozialwissenschafterin Kathrin Zehnder führt in das Thema Intersexualität ein (Do 5.3. 19.30h).

Im visuellen Hörstück **Die Katze** wäre eher ein Vogel ... der Filmemacherin Melanie Jilg (Do 5.3. 19.30h; Fr 6.3. 21h; Sa 28.3. 21h) erzählen vier Betroffene, was es heisst, das eigene Geschlecht in Frage zu stellen. Christiane (im Film noch Thomas) hat kürzlich einen Prozess gegen die Ärzte gewonnen, die ihre gesunden Organe entfernt haben, ohne sie zu informieren.

Der Film wird teilweise zusammen mit **Das verordnete Geschlecht** (Fr 6.3. und Sa 28.3. 21h) von Oliver Tolmein und Bertram Rothermund gezeigt. Dieser Dokfilm porträtiert den Widerstand von zwei Intersexen: Michel Reiter und Elisabeth Müller.

Für den Dokfilm **Tintenfischalarm** begleitete Elisabeth Scharang (Fr 13.3. 21h; Do 19.3. 20.30h) 3 Jahre die intersexuelle Alex auf der Reise durch die schmerzhafte Vergangenheit. Eine Geschichte über einen Menschen, der durch seinen Witz bezaubert und dessen Sicht der Welt erstaunt.

1966 wurde Erika Schinegger Ski-Weltmeisterin. Bald stellte sich heraus, dass die junge Österreicherin keine «richtige» Frau ist und die zweifache «Sportlerin des Jahres» begann neu: als Erik. Kurt Mayers Dokumentation **«Erik(A) – Der Mann, der Weltmeisterin wurde»** (Sa 7.3., Sa 14.3. und Fr 20.3. 21h) zeigt die Geschichte eines aussergewöhnlichen Menschen, die Respekt abverlangt.

XXY (Sa 21.3. und Fr 27.3. 21h) von Lucía Puenzo ist einer der wenigen Spielfilme über Intersexualität. Alex ist fünfzehn – und hat ein Geheimnis. Aufgrund einer Laune der Natur ist sie Junge und Mädchen zugleich. Der eindringliche, mitreissende Film überzeugt mit grosser schauspielerischer Leistung und ausdrucksstarken Bildern.

www.reitschule.ch/reitschule/kino/

LICHTSPIEL

www.lichtspiel.ch / Telefon 031 381 15 05

■ **SORTIE DU LABO** Die Dokumentation **Mein Persienflug** (1925) des Schweizer Luftfahrtpioniers Walter Mittelholzer schildert dessen abenteuerliche Reise über Bagdad nach Persien. Musik: W. Pipzcynski. (9.3., 20h)

SEXARBEIT Bordelle sind Teil unserer sozialen Realität, werden aber vermieden und verdrängt - doch haben sie mysthischen Status, der die Phantasie anregt und gefangen nimmt. Die Filmreihe in Zusammenarbeit mit XENIA, der Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe, beleuchtet das älteste Gewerbe der Welt. (siehe auch S. 26)

Eva Heldmann berichtet in **Five Sex Rooms und eine Küche** (D 2007) aus der Küche eines Etablissements, wo sich das Leben der SexarbeiterInnen zwischen der Arbeit abspielt. In Anwesenheit der Regisseurin. (6./7.3., 20h)

Frau Mercedes - Alt werden auf dem Autostrich (D. Fonjallaz, S. Jäggi, L. Mataré, 2007)
Ein intimes Porträt über das Altwerden als Prostituierte. In Anwesenheit der Filmemacher und der Protagonistin. (16.3., 20h)

Bruno Rahns **Dirnentragödie** (1927) erzählt von der alternden Dirne Auguste (Asta Nielsen), die den Traum nicht aufgibt, eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Musik: C. Henking. (23.3., 20h)

In Chema Rodríguez **Estrellas de la línea** (2006) melden sich drei Prostituierte zu einer lokalen Fussballmeisterschaft an, um auf ihre täglichen Probleme aufmerksam zu machen. Sie werden jedoch ihres Berufs wegen von der Teilnahme ausgeschlossen, was einen landesweiten Skandal auslöst. (30.3., 20h)

EINE GESCHICHTE IN 50 FILMEN Der Antikriegsfilm **Ich war 19** von Konrad Wolf (1968) beschreibt ohne Pathos die Schrecken des Krieges und macht die Schuld der Deutschen deutlich, wobei er sich um ein Höchstmass an Authentizität bemüht und auf Idealisierungen verzichtet (11.3., 20h)

L'enfant sauvage (1970): Mit der Geschichte des 1798 entdeckten Wolfsjungen prangerte Truffaut die Brutalität und Unsinnigkeit des Zivilisierungsprozesses an. Einführung: Philipp Brunner. (25.3., 20h)

CinemAnalyse Robert Youngsons Dokumentation **When Comedy Was King** (1960) lässt brillante Episoden aus den Slapstick-Komödien der Zwanzigerjahre wiederaufleben. (26.3., 20h)

FILMPODIUM BIEL/BIENNE

www.pasquart.ch / Telefon 032 322 71 01

■ **LAKE TAHOE** des Mexikaners Fernando Eimbcke ist ein feines Porträt über einen jungen Erwachsenen, der den Tod seines Vaters zu verarbeiten versucht. Ein wunderbarer Film über den Tod, die Trauer und das Leben. (27.2.-2.3.)

WALTZ WITH BASHIR von Ari Folman ist der erste animierte Dokumentarfilm in Spielfilmlänge. Folman gelingt eine intelligente Auseinandersetzung mit den im Libanonkrieg begangenen Greueltaten. Ein Anti-Kriegsfilm, der seinesgleichen sucht. (6./7./9.3.)

THE BANISHMENT (die Verbannung) von Andrei Zvyagintsev. In atemberaubenden Bildern von entrückter Schönheit untersucht der russische Film die Bedeutung von Familie und Besitz, Schuld und Vergebung. (13./14.3.)

LAS VIDAS POSIBLES Eine Frau bricht auf, ihren Mann zu suchen, der für einen Arbeitsauftrag als Geologe nach Patagonien gereist und dort nie angekommen ist. Die Argentinierin Sandra Gugliotta hat ein Drama geschaffen, dessen Wirkung sich dem Zuschauenden sanft entfaltet. (15./16.3.)

IMPORT/EXPORT Ein Meisterwerk aus Österreich: Ulrich Seidl seziert darin das Leben in Europa und zeigt die Abgründe des Lebens in ungekannter Schärfe. (20./21.3.)

WHERE IN THE WORLD IS OSAMA BIN LADEN? Nach Super Size Me wagt sich Morgan Spurlock mit seinem zweiten Film auf politisches Terrain und sucht in bester Michael Moore-Manier nach Super-Terrorist Osama Bin Laden. (22./23.3.)

Im Rahmen von **Tour de Berne 09,** die seit Januar in verschiedenen Städten des Kantons Bern tourt hat das Filmpodium Händel Klaus' Film **März** (27.-30.3.) ausgewählt. Drei Freunde, junge Männer aus Tirol, haben sich gemeinsam das Leben genommen. Die Hinterbliebenen müssen lernen zu leben mit der Lücke, die der Tod gerissen hat. Der gebürtige Innsbrucker und in Biel lebende Regisseur und Theaterautor hat für März zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter auch den Berner Filmpreis.

Zum internationalen Tag der Frau am 8. März zeigt das Filmpodium Marjane Satrapis **Persepolis**.

LESEZEIT

Von Gabriela Wild

■ Leser sind angenehme Zeitgenossen. Sie machen keinen Lärm und beanspruchen kaum Platz. Zugreisende sollten darauf bedacht sein, dass sich in ihrem Abteil ein bis zwei lesende Personen befinden. So laufen sie nicht Gefahr, in eine langweilige Konversation verwickelt zu werden und sie können sich von der konzentrierten Atmosphäre inspirieren lassen, um sich kontemplativen Gedanken hinzugeben, während die Landschaft in langgezogenen Strichen dem Horizont entgegen flieht.

Leser sind dankbare Beobachtungsobjekte. Versunken in ihre Materie, nehmen sie ihre Umwelt kaum wahr. Der Neugierige riskiert nichts, wenn er einen Lesenden einer genauen Studie unterzieht, in der er Gesichtszuckungen oder Angewohnheiten wie das Aufrollen einer Haarsträhne auf den Zeigefinger oder das penetrante Kratzen an einer wunden Stelle am Kinn untersucht. Der Lesende träumt mit offenen Augen. Spricht man ihn unverhofft an, hebt er den Kopf und blickt verwirrt. Sein Geist muss erst die Bilder der Lesewelt zurück- und die aktuelle Erlebniswelt scharf stellen.

Leser werden erst zu ungemütlichen Zeitgenossen, wenn man sich ernstlich mit ihnen unterhalten will. Es kann sein, dass der Leser, auch wenn er nicht seine naturgegebene Tätigkeit betreibt, in Gedanken bei seinem Lesestoff verweilt. Ein für Aussenstehende scheinbar unbedeutendes Detail, ein Scharren mit dem Fuss, ein Auflachen am Nebentisch, ein falsch betontes Wort kann den Leser unvermittelt in seine Lesewelt versetzen. Die Unterhaltung gerät zwangsläufig ins Stocken. Hier wird von der Aussenwelt etwas Geduld abverlangt. Oftmals genügt aber schon ein diskretes Räuspern, um den Leseträumer wieder zurückzuholen. Mit dem Wiederholen des letzten Satzes werden peinliche Pausen souverän vermieden und das Gespräch kann ungestört fortgesetzt werden. Zurechtweisungen oder Vorwürfe der Art «Du hörst mir ja gar nicht zu» gilt es strikte zu vermeiden.

Mühsam können Leser zuweilen auch werden, wenn die Rede auf den Lesestoff selber kommt. Die ansonsten friedfertigen und toleranten Wesen kennen auf «ihrem» Gebiet kein Pardon und verteidigen oder zerreissen das gelesene Werk mit hingebungsvoller Leidenschaft. Will man sich mit ihnen anlegen, kann es leicht passieren, dass sie zu verbissenen Besserwissern mutieren. Hiergegen hilft nur: Selber lesen. Zum Beispiel «Die letzte Partie» von Fabio Stassi. Der Roman über den Weltmeister José Raul Capablanca vermag nicht nur Schachfanatiker zu begeistern. Oder man bestreitet den 551 Seiten langen Marathon von Tom McNab, «Trans-Amerika». In beiden Fällen ist man gut unterhalten und erfährt einiges über die Sport- und Wirtschaftslage der 20er- und 30er-Jahre des letzten Jahrhunderts.

Fabio Stassi: Die letzte Partie. Kein und Aber, 2009.
Tom McNab: Trans-Amerika. Aufbau-Verlag, 2008.

STADT THUN

literaturfestival

Von Stephan Probst Bilder: Greis, Kappeler, Krneta / rechts: Jenny Erpenbeck

■ Vom 6. bis am 8. März 2009 geht das Thuner Literaturfestival LITERAARE zum vierten Mal über die Bühne. Dieses Festival ist in vielerlei Hinsicht etwas Besonderes. Die OrganisatorInnen sind alle jünger als Dreissig und grösstenteils noch im Studium. Und dementsprechend wird gezielt auch ein junges Publikum angesprochen. Somit sorgt LITERAARE für frischen Wind in einer sonst eher von älteren Semestern geprägten Szene. Dass die VeranstalterInnen dabei mit nicht weniger literarischem Sachverstand zu Werke gehen als ihre älteren Kollegen, beweist das attraktive Festivalprogramm. Nicht allein Jugendlichkeit zeichnet dieses Literaturfest aus, sondern auch das grosse Engagement aller Beteiligten für den Kulturstandort Thun. Die überwiegend unentgeltlich geleistete Arbeit zeugt von Herzblut, mit dem sich das Veranstalter-Team ihrer Leidenschaft, Literatur, widmet. Dafür wurde die Initiantin von LITERAARE, Tabea Steiner, im Jahre 2007 von der Stadt Thun mit dem Kulturstreuer, einem Preis für besondere Leistungen in der Kulturvermittlung, bedacht. Das Projekt LITERAARE, das neben dem Festival auch während des ganzen Jahres spannende Lesungen organisiert, bot in den letzten fünf Jahren verschiedenen jungen, noch wenig bekannten AutorInnen die Möglichkeit, ihr literarisches Schaffen zu präsentieren. Daneben konnten die Organisatoren stets aber auch renommierte Namen des deutschsprachigen Literaturbetriebs für ihre Lesungen und das Festival gewinnen. So auch dieses Jahr: Mit Urs Widmer wird das Festival am Freitag, 6. März, von einem der bekanntesten und erfolgreichsten Schweizer Autoren der Gegenwartsliteratur eröffnet, dessen Bücher vielfach ausgezeichnet wurden; Widmers Lesungen garantieren stets geistreiche und poetische Unterhaltung.

Am Samstag, 7. März, sorgen Catalin Dorian Florescu, Rolf Lappert, Jenny Erpenbeck und Judith Kuckart für abwechslungsreiche Begegnungen. Mit Rolf Lappert und Jenny Erpenbeck stehen Gewinner von zwei wichtigen Schweizer Literaturpreisen auf der Bühne: Rolf Lappert wurde 2008 für seinen grossen Roman «Nach Hause schwimmen» mit dem ersten Schweizer Buchpreis ausgezeichnet, Jenny Erpenbecks literarisches Werk wurde mit dem Solothurner Literaturpreis 2008 gewürdigt. Rolf Lappert erzählt in «Nach Hause schwimmen» packend und berührend vom in Irland und in den USA angesiedelten Erwachsenwerden des Nichtschwimmers Wilbur. Die in Solothurn ausgezeichnete Jenny Erpenbeck hat seit ihrem spektakulären Début «Die Geschichte vom alten Kind» ihre poetische Handschrift stetig entwickelt und mit dem 2008 erschienenen Roman «Heimsuchung» ein vielschichtiges Meisterwerk verfasst. Die deutsche Wahlzürcherin Judith Kurckart (zuletzt: «Die Verdächtige») und der Rumänienschweizer Catalin Dorian Florescu («Zaira») runden das Samstagnachmittags-Programm von

LITERAARE 2009 ab.

Das Abendprogramm gestalten «Krneta, Greis und Apfelböck». Der Berner Schriftsteller Krneta, der in Mundart und Hochsprache Prosa und Dramen schreibt, der Rapper Greis und der Musiker Apfelböck loten die Möglichkeiten der Sprache mit viel Virtuosität und Witz aus. Mit ihrer Hauptfigur «Winnetou Bühler» erreichen sie eine beeindruckende Bühnenpräsenz.

Mit den zwei Schweizer Autoren Peter Stamm und Christian Haller steht der Sonntag eher im Zeichen der leisen, verhalten poetischen Töne.

Der längst über die Landesgrenzen hinaus viel beachtete Peter Stamm ist ein Meister der genauen Beobachtung und erzählt unaufgeregt und in einer kühlen, aber präzisen Sprache. Sein jüngster Erzählband «Wir fliegen» stand auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises. Christian Haller besticht ebenfalls durch eine knappe, präzise Sprache. In seinem 2008 erschienenen Roman «Im Park», dem grosse Aufmerksamkeit in den hiesigen Feuilletons zuteil wurde, gestaltet Haller berührend das Schicksal eines durch die Invalidisierung seiner Lebenspartnerin aus der Bahn geworfenen Mannes.

Der Abschluss dieses Festivals gehört erneut jungen Schreibenden: Im Vorfeld des Festivals konnten im Rahmen des Schreibwettbewerbs Texte eingereicht werden, die von einer kompetenten und vielseitig bestellten Jury beurteilt wurden. Am Sonntagnachmittag werden die ausgewählten Texte dem Publikum präsentiert und ermöglichen somit noch kaum bekannten Stimmen einen ersten Auftritt - möglicherweise ein Ausblick auf literarischen Nachwuchs, der künftig nicht nur in Thun zu hören und zu lesen sein wird.

KOLUMNE

willkommen im wunderland

Von Isabelle Haklar

■ Wenn mein Schritt der Laufgeschwindigkeit eines 1.95 Meter grossen Menschen entspricht, könnte es sein, dass ich neben einer Person ebendieser Grösse herlaufe und nicht zurückfallen möchte oder aber, dass ich mich auf dem Weg in die Brocki befinde. Wenn nebst dem Sauseschritt allmählich meine Handflächen feucht werden, der Puls in die Höhe schnellt und mein Herz um das Doppelte klopft, dann ist definitiv Letzteres der Fall.

Zittrig und freudig erschöpft betrete ich am Ende eines solchen Marathons das heissgeliebte Trödel-Wunderland und bin für einen kurzen Augenblick masslos überfordert. Überfordert ob all den wild durcheinander gestapelten Schälchen, Kerzenständern, Bilderrahmen, Nachttischen, Figürchen, Taschen, Lampen und Schmuckstücken vergangener Zeiten. Überfordert zusätzlich beim Gedanken, dass mir inmitten dieser Dinge DAS Ding entgehen könnte oder es mir gar jemand vor der Nase wegschnappt. Darüber hinaus auch etwas in Sorge, dass mein Marathon umsonst gewesen sein könnte, ich die heiligen Hallen für einmal mit leeren Händen verlassen muss – was jedoch, laut Rückmeldung meines Portemonnaies, bis anhin glücklicherweise nur selten der Fall war.

Für einen, zwei oder gar drei dieser lieblichen Gegenstände verzichte ich gerne auf exzessiven Wochenendausgang oder teure Designer-Jeans. Denn was bleibt vom Ausgang sind Kopfschmerzen und das ungute Gefühl am Sonntagabend, den Tag nicht effizient genutzt zu haben. Und edle Designer-Jeans rücken, zur Freude der Männerwelt, bloss den Po in ein besseres Licht. Doch dieser bleibt im Winter sowieso unter dem Mantel verborgen und im Sommer fällt die Betonung des Pos nicht mehr in den Zuständigkeitsbereich der teuren Jeans, sondern in den der Bikinihose.

Den Vorsatz, den Trödel-Himmel ohne Geld zu betreten, habe ich mittlerweile aufgegeben. Denn ob ich die ausgesuchte Ware dem Ladeninhaber zur kurzen Verwahrung gebe, um einen Postomaten aufsuchen zu können oder meinen Fang unverzüglich mit dem mitgebrachten Geld begleiche, macht keinerlei Unterschied. Auch ein mir vorgegebenes Besuchs-Zeitlimit einzuhalten empfinde ich mittlerweile nicht mehr als sinnvoll. Denn dies führte meist zu übereilten Hamsterkäufen, deren Beute nicht geringer, jedoch unbefriedigender ausfiel. Alt Ding will eben Weile haben.

Zu Beginn meiner Ausflüge genierte es mich stets, wenn ich vom Trödler mit den Worten «Ah, o wider mau hie» empfangen wurde. Jetzt jedoch freue ich mich bereits im Voraus darauf und antworte stolz und aus voller Brust mit «Jiu».

Und wenn schon mein Portemonnaie meine wöchentlichen Eskapaden nicht zu honorieren vermag, dann meine Wohnung umso mehr. Denn so aufgeräumt wie sie nach einem Brocki-Gang ist, wird sie erst wieder nach dem Nächsten sein.

Alther&Zingg
Ein filosofisches Gespräch:

ÜBERZEUGUNGEN SIND GEFÄHRLICHERE FEINDE DER WAHRHEIT, ALS LÜGEN.

Friedrich Nietzsche 1878

Mittwoch, 25. März 2009 // 19:15 h
Kramgasse 10, 3011 Bern / 2. Stock

GEDICHTE

«ich habe die musen nie gesehen»

Interview: Melania Loforti Bild: zVg.

■ Der Dichter aus Bern, Vito Russo, hält in seinem Buch «Keine Werbung, prego!» sein Leben als Italiener zweiter Generation in der Schweiz in Versen fest. Der ständige Zwiespalt mit der eigenen Identität und seiner Mischkultur hat ihn zu diesem zweisprachigen Werk bewegt. Im Gespräch mit ensuite - kulturmagazin spricht Vito Russo über Poesie, seine persönlichen Ängste, die Zweisprachigkeit und die unsichtbaren Musen.

ensuite - kulturmagazin: «Keine Werbung, prego!», titelt deine neuste Gedichtsammlung, die kürzlich im Verlag Books On Demand erschienen ist. Wie kam es zu dieser Publikation?

Vito Russo: Es war ein langer Weg. Die meisten Gedichte habe ich in den letzten zwei Jahren geschrieben. 2006 ist «Spezzatino» (Gulasch) erschienen, eine Gedichtsammlung in italienischer Sprache sowie in Berndeutsch. Weil meine Lesungen erfolgreich waren, wollte ich mich auch dem deutschsprachigen Publikum mitteilen. So kam es zu dieser weiteren italienisch-deutschen Gedichtsammlung. Allerdings gestaltete sich die Suche nach einem Verleger schwierig. Viele lehnten mich ab mit der Begründung, Gedichte liessen sich nicht verkaufen. Schliesslich hat der Verlag Books On Demand meine Gedichtsammlung gedruckt.

Wolltest du ein breites Publikum erreichen?

Erreichen wollte ich vor allem Leute aus Bern und mein persönliches Umfeld mit Themen, die mir am Herzen liegen: Immigration, Secondos, Zweisprachigkeit und Herkunft beschäftigen mich oft. Durch die Übersetzung meiner Gedichte auf Deutsch habe ich zusätzliche Deutungsmöglichkeiten geschaffen. Es ging also nicht darum, ein breites Publikum anzusprechen. Vielmehr wollte ich meine Zweisprachigkeit zum Ausdruck bringen.

Warum hast du die Lyrik als Ausdrucksform gewählt und nicht eine andere Form wie zum Beispiel Prosa?

Ich gestehe, man hat mir geraten, in Prosa zu schreiben. Allerdings sind Gedichte seit meiner Zeit am Gymnasium – also seit fünfzehn Jahren – die Ausdrucksform, die mir am nächsten ist. Die wichtigen Themen des Lebens, wie beispielsweise Angst, Sehnsucht und Herkunft, faszinieren mich.

Was ist für dich Poesie?

Schwierige Frage... Es ist einerseits das Leben, andererseits ist es ein Handwerk.

In Gedichten stehen das erste und das letzte Wort miteinander in Verbindung. Gedichte sind eine Denkweise! Die Leute haben oft die Vorstellung eines Dichters, der ein «vie bohémienne» führt. Mein Leben, jedoch, ist eher langweilig. Ich arbeite als Gymnasiallehrer, gehe früh zu Bett und kaum aus. Wirklich, ich lebe sehr bescheiden. In den Gedichten finde ich meine Ausdrucksweise, die sehr assoziativ ist. Poesie ist eine Entdeckungsreise.

Du hast an der Universität in Bern Italienische und Französische Literatur studiert. Welches sind deine literarischen Vorbilder?

Meine literarischen Vorbilder sind sehr verschieden. Ich lese seit zwanzig Jahren Comics genauso wie die Bibel oder Klassiker wie jene von Dante und Baudelaire. Für den Unterricht lese ich immer wieder moderne Literatur. Ich würde dennoch nicht von Vorbildern sprechen. An der Uni habe ich beispielsweise die Lyrik des Dichters Eugenio Montale sehr geschätzt. In Prosa den französischen Dichter Claude Simon. Die beiden Mundart-Autoren Pedro Lenz und Massimo Rocchi faszinieren mich ebenso. Kurzum, ich schätze all jene, die eine fragmentarische Sprache pflegen. Die Zerrüttung in der Sprache fasziniert mich. Ich mag es, nach dem Sinn in einem Gedicht zu suchen.

Wo findest du deine Inspiration?

Das ist schwierig zu sagen. Ich bin selten inspiriert. Ich habe an der Uni mein Lizenziat über den italienischen Dichter Leonardo Sinisgalli geschrieben. Er ist ein Künstler, der die Inspiration stets findet! Sinisgalli: «Vidi le Muse.... / Ich sah die Musen...» Ich aber habe die Musen nie gesehen. (lacht) Meine Inspiration ist viel mehr an Situationen und Gefühle gebunden. In meiner Vergangenheit beziehungsweise in meiner Herkunft finde ich Themen, die mich bewegen. Solange es einem gut geht, entsteht Unbrauchbares. Zumindest in meinem Fall trifft dies zu. Oftmals sind es beklemmende Gefühle, die mich zum Schreiben bewegen. Wenn diese Gefühle wiederkehrend sind, dann verspüre ich den Drang, meine Emotionen niederzuschreiben.

Du hast eben Pedro Lenz angesprochen. Pedro hat spanische Wurzeln, du italienische. Siehst du Parallelen zum Berner Autor, der auch ausländische Wurzeln hat?

Die Parallele hast du bereits angesprochen. Meine Eltern stammen aus Süditalien, aus der Provinz von Potenza in der Basilikata. Ich möchte mich nicht mit Pedro Lenz vergleichen, denn er ist im Gegensatz zu mir ein Profi. Ich sehe mich als Dilettanten. «Dilettarsi» bedeutet «etwas gerne machen»... Selbst wenn ich die Möglichkeit hätte, das Schreiben als Beruf auszuüben, würde mir das nicht genügen! Ich könnte nicht alleine mit meinen Gedanken und Schriften auskommen. Ich brauche den Ausgleich in einem beruflichen Umfeld, den ich im Lehrerkollegium wieder finde. Die Isolation macht mir Angst.

Könntest du kurz den roten Faden in deinen Gedichten resümieren?

Nicht einfach. Die Zweisprachigkeit ist sehr zentral. Mit der Übersetzung entsteht oft ein dritter Sinn. «Keine Werbung, prego!» ist ein sehr wichtiges Gedicht, da es genau diesen Aspekt verdeutlicht. Gerade deswegen trägt die ganze Sammlung diesen Ti-

tel. «Keine Werbung, prego! sulla buca delle lettere vini e sogni da stagionare in cantina... /Keine Werbung, bitte! Auf dem Briefkasten Weine und Träume lagern im Keller... Wo verstecken sich die wahrhaftigen Gefühle?» Die Angst ist das zentrale und wiederkehrende Element dieser Gedichtsammlung. Mit der Angst umzugehen, ist von Gedicht zu Gedicht unterschiedlich. Oft wird der Leser selbst aufgefordert, mit dieser Angst umzugehen. «Riflettori / Scheinwerfer» resümiert das stets Unterschwellige. «(Ce la farò?) / (Werde ich es schaffen?)» Es steht in Klammern, um diese Unterschwelligkeit zu unterstreichen. Bei mir persönlich sehe ich viel Hilflosigkeit und Zweifel, welche ich mit wenigen Worten zu verarbeiten versuche.

Zum Thema Integration hast du dich neulich so geäussert: «Man muss aufeinander zu gehen. Vor allem aber muss man auf die eigene Angst zugehen.» Welches ist deine persönliche Angst?

Meine Angst hat sehr stark mit meinen Eltern zu tun. Um noch einmal auf den Dichter Sinisgalli zurückzukommen, einer seiner Verse lautet: «Ogni sera mi vado incontro a ritroso!» Frei übersetzt, könnte man dies so formulieren: «Jeden Abend komme ich auf mich rückwärts zu.» Das bedeutet, der Ursprung unserer Ängste liegt in der Vergangenheit, beziehungsweise bei unseren Wurzeln. Meine Eltern kamen Ende der 1960-Jahre in die Schweiz. Sie waren, wie so manche, bestrebt, sich in der neuen Gesellschaft anzupassen. Sie hatten jedoch oft Angst. Ich kann mich sehr genau erinnern, wie sie mir und meiner Schwester Maria sagten: «Psst, che non si dica che gli italiani fanno rumore.» (Psst, seid still. Wir wollen nicht, dass die Leute denken, es seien die Italiener, die Krach machen.) Die ständige Angst, ein Nachbar könnte uns willkürlich aus dem Land verweisen, war allgegenwärtig und wurde auf uns Kinder übertragen. Diese Angst kann man nicht vergessen. Sie hat mich sehr geprägt. Das Bewusstsein zu entwickeln und zu erkennen, dass diese Angst im Zusammenhang mit meinen Eltern steht, ist ein schwieriger Prozess.

Wie kommt es, dass diese so sehr auf dir lastet, wo es doch die Angst der Eltern war?

Gute Frage. Ich denke auch, das sei irrational. Im Vordergrund stehen starke Schuldgefühle. Ich bin oft mit dieser Frage konfrontiert. Warum überhaupt diese Schulgefühle? Die sind doch unberechtigt? In meinem Fall ist es auch ein mangelndes Selbstwertgefühl. Ich sehe dies aber auch bei anderen Secondos. Ich bin der Meinung, dass bei den Secondos diese Angst besonders ausgeprägt ist.

Bei den Secondos haben vor allem die Eltern die Integration im fremden Land durchlebt. Wie siehst du die Integration heute?

Die Prinzipien sind sehr ähnlich, obwohl die Immigranten heute aus anderen Ländern stammen. Meiner Meinung nach dominiert auch hier die unterschwellige Angst, nicht zu reüssieren. Diese Angst wurde nie richtig verarbeitet. Ein Beispiel dafür ist der Ehrgeiz, den man vielen Secondos zuschreibt. Dieser Ehrgeiz findet seinen Ursprung genau in der Angst, nicht zu reüssieren. Ich masse mir nicht an, ein Statement von heutigen Immi-granten abzugeben, weil ich schlicht zu wenig über deren Situation weiss.

Sprechen wir über dein Gedicht «I figli di lotte / Die Kinder von Kämpfen», was ist hier die Botschaft?

Einige Gedichte stammen aus meiner ersten Sammlung Spezzatino. Uns Secondos geht es gut. Warum also darüber schreiben, wenn es uns doch gut geht? Die Kämpfe sind ausgetragen worden. Dies ist allen bekannt. Unsere Eltern mussten sich behaupten. Für sie war es nicht selbstverständlich, eine Wohnung oder eine Arbeit zu finden. Durch diese Kämpfe, die sie für uns ausgetragen haben, wollten sie uns ein besseres Leben sichern. Das ist ihnen auch gelungen. Dennoch sind wir, Secondos, stets die Kinder von Kämpfen.

Ich spüre viele Ressentiments. Fühlst du dich benachteiligt?

In der Schweiz fühle ich mich keineswegs benachteiligt. Bei meinen Ängsten geht es nicht um äussere Umstände. Vielmehr versuche ich, die Angst meiner Eltern und meine eigene zu verstehen. Warum kommen diese unsinnigen Schuldgefühle und Ängste, die doch so unberechtigt sind, immer wieder auf?

Besonders schön ist der Vers «In un Puzzle di Svizzera / In einem Schweizergemisch». Die deutsche Übersetzung hat allerdings eine andere Wirkung auf mich. Besteht beim Übersetzen nicht grundsätzlich die Gefahr, dass der ursprüngliche Zauber verschwindet?

Die Alliteration mit den «zz», den Zischlauten, die hier für eine Ungewissheit stehen, bilden so etwas wie eine Interferenz. Diesen Effekt wollte ich auch in der deutschen Übersetzung erzielen. Allerdings wollte ich das englische Wort puzzle bewusst vermeiden und so bin auf «sch», wie in Schweizergemisch gekommen (lacht). Es freut mich aber, wenn bei den Übersetzungen andere Assoziationen entstehen.

Warum hast du deine Gedichte nicht ins Berndeutsche übersetzt, wäre das in deinem Fall nicht authentischer?

Ein Schüler von mir, Lino – ihn darf ich ja an dieser Stelle zitieren –, hat wie du gesagt, es wäre doch authentischer, auf Berndeutsch zu schreiben. Genau genommen basiert meine Zweisprachigkeit auf Italienisch-Berndeutsch. Ich habe mich dennoch für Deutsch entschieden, weil ich mich daran störe, ganze Texte auf Berndeutsch zu lesen beziehungsweise zu schreiben. Ich lasse aber gelegentlich Lehnwörter aus dem Berndeutschen in meine Gedichte einfliessen.

Wenn ein zweisprachiger Sprecher innerhalb eines Gesprächs oder gar eines Satzes von einer Sprache in eine andere wechselt, so spricht man im Fachjargon von Codeswitching. Wie verhält sich das bei dir?

Es gibt eine stetige Entwicklung im Sprachgebrauch. Früher habe ich im Gespräch mit Italienern oft von einer Sprache in die andere gewechselt. Jetzt bin ich darauf bedacht, mit meinen italienischen Freunden, die den gleichen sprachlichen Hintergrund haben, eine reine Sprache zu sprechen und möglichst wenig von der einen Sprache in die andere zu wechseln.

Wie fühlst du dich: Als Schweizer oder Italiener?

Ich definiere mich gerne als politischen Schweizer. Natürlich, im Herzen bin ich Italiener. Wenn beispielsweise die italienische Nationalmannschaft oder Juventus spielt, fühle ich mich als Italiener. Auch hier gilt für mich die Mischform.

Wie würdest du den Secondo definieren?

Es gibt sehr viele Klischees, die mit den italienischen Secondos in Verbindung gebracht werden. Die Gemeinsamkeit aller Secondos, egal in welchem Land deren Ursprung liegt, ist die Mischkultur. Diese ist von verschiedenen Faktoren geprägt. Eine typische Eigenschaft der Secondos ist die Kenntnis zweier Sprachen – ein sehr wichtiges Requisit. Das Binäre ist stets gegenwärtig. Auch für meine Gedichte gilt das Ambivalente, oder anders gesagt, das Zwiespältige. Aus der Angst entspringt das Gefühl, nirgends wirklich dazu zu gehören. Wenn man keine Zugehörigkeit hat, fühlt man sich weder als Fisch noch als Vogel. Genau so sehe ich die Secondos.

Siehst du diese Mischkultur nicht vor allem als persönliche Bereicherung?

Durchaus. Ich glaube an das Gute. Ich bin ein optimistischer Melancholiker.

Leben und Werk von Vito Russo

Vito Russo wurde am 5. Mai 1975 in Bern geboren, wo er heute noch mit seiner Frau Rebecca lebt. Seine Eltern emigrierten Ende der Sechziger Jahre aus Süditalien, um in der Schweiz ihr Glück zu finden. Sein Künstlername Giovito ist eine Zusammensetzung seiner beiden Vornamen, Vito und Giovanni. Der Autor ist Gymnasiallehrer in Italienisch und Französisch.

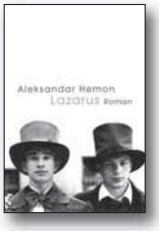
Gedichtsammlungen

- Frammenti (2002)
- Spezzatino (2006)
- Keine Werbung, prego! (2008)

Info: www.bod.ch

Literatur

Baumann, Eric: Einen Sommer noch. Mein Leben mit der Diagnose Hirntumor. Gustav Lübbe Verlag. Bergisch Gladbach, 2008. 256 Seiten.
ISBN 978-3-7857-2355-5



Hemon, Aleksander: Lazarus. Roman. Aus dem Amerikanischen von Rudolf Hermstein. Mit Fotografien von Velibor Bozovic. Albrecht Knaus Verlag. München, 2009. 349 Seiten.
ISBN 978-3-8135-0329-6

von Matt, Peter: Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte. Carl Hanser Verlag. München, 2009. 212 Seiten.
ISBN 978-3-446-23298-3. S. 212.

Unter dem Damokles-Schwert
Eric Baumann: Einen Sommer noch. Mein Leben mit der Diagnose Hirntumor.

■ Eric Baumann, Wirtschaftsredaktor beim «Tagesanzeiger», schrieb nach seiner Hirntumorerkrankung zunächst zuweilen aufwühlende, zuweilen berührende Kolumnen im «Magazin» des «Tagesanzeigers». Nun liegt seit letztem Jahr sein Buch mit dem bezeichnenden Titel «Einen Sommer noch» vor.

Wir erfahren, wie der junge, erfolgreiche Wirtschaftsjournalist sich, obwohl auf dem Sprung zu einer Korrespondentenstelle in London, Hals über Kopf in Alice verliebt. Die beiden beschliessen, es mit einer Fernbeziehung zu versuchen. In London jedoch werden die Kopfschmerzen, welche den Journalisten bereits länger begleiten, so heftig, dass er nach seiner Rückkehr in die Schweiz anlässlich des Weihnachtsfests und seines Geburtstags notfallmässig ins Universitätsspital Zürich einrückt. Hier wird er mit der niederschmetternden Diagnose Hirntumor konfrontiert. Dieser kann zwar erfolgreich entfernt werden, die Überlebenschancen des 34-Jährigen sind dennoch nicht rosig. Fortan wird sein Alltag durch die unterschiedlichen Therapien bestimmt. Und diesbezüglich lässt sich Baumann, wenn sein Lebenswille auch gross ist, immer wieder von für Aussenstehende schwer nachvollziehbaren Entscheidungen leiten: So zieht er beispielsweise die Thrombosestrümpfe nicht an oder setzt Medikamente eigenmächtig ab.

Nicht diese Entscheidungen jedoch sind es, welche an Baumanns Erfahrungsbericht irritieren, denn wer weiss schon, wie er mit der Krankheit Krebs, die, obwohl zweithäufigste Todesursache in der Schweiz, immer noch ein Tabu ist, als Betroffener umgeht? Als störend empfinden könnte man vielmehr, dass er den Leser, die Leserin zwar scheinbar an seinem Leben nach der letalen Diagnose teilhaben lässt - so listet er nicht nur Statistiken und Therapieversuche, sondern auch seine diversen Reisen, Treffen mit Freunden und anderes getreulich auf -, wie es aber tatsächlich in ihm aussieht, erfährt der Leser nicht. Baumann ist, zumindest stellenweise, an dem schwierigen Unterfangen gescheitert, ein erzähltes Leben, auch wenn es das eigene ist, tatsächlich zum Leben zu erwecken. Entstanden ist eine Chronologie des Überlebens. Hoffen wir, dass dieses dem Autor noch lange gelingt.

Geschichten aus der Alten und Neuen Welt
Aleksander Hemon: Lazarus. Roman. Aus dem Amerikanischen von Rudolf Hermstein.

■ 1908 wird der nur 19-jährige Jude Lazarus Averbuch, vermeintlicher Anarchist, im Haus des Polizeichefs von Chicago erschossen. Seine Schwester Olga sowie sein Freund Isador werden ebenfalls verdächtigt, an einer konspirativen Verschwörung mitzuwirken.

Hundert Jahre später beschliesst der bosnisch-amerikanische Schriftsteller Vladimir Brik, den ungeklärten Mord zum Thema seines Romans zu machen. Verheiratet mit einer amerikanischen Neurochirurgin irischer Abstammung möchte er, nachdem er als Englischlehrer entlassen wurde, auch sein Scherflein zum Familienunterhalt beitragen.

Ein Stipendium ermöglicht es ihm, seinen Worten Taten folgen zu lassen, und so bricht er gemeinsam mit seinem wiedergefundenen Freund aus Kindertagen, Rora, einem passionierten Fotografen, in das Europa Averbuchs auf.

Die Spurensuche im Mantel eines Roadmovies entpuppt sich alsbald als Konfrontation mit der eigenen multiethnischen Herkunft. Die Immigranträume Averbuchs, seine Hoffnungen auf ein besseres Leben jenseits des Atlantik widerspiegeln auch diejenigen der beiden Freunde.

Aleksander Hemon, welcher regelmässig Beiträge für den New Yorker verfasst, gelang bereits mit «Nowhere Man» ein fulminantes Début, das auch von der sprachlichen Eigenwilligkeit eines Autoren, welcher Englisch als Zweitsprache spricht, lebt.

In «Lazarus» nun sind wir mit vielfältigen Geschichten konfrontiert: Nicht nur verfügt der Roman über zwei Erzählebenen - derjenigen um das Schicksals des unglücklichen Einwanderers sowie derjenigen um die beiden Freunde Brik und Rora. Auch die abenteuerlichen Geschichten aus dem kriegsgebeutelten Sarajevo, welche Rora erzählt, oder die Erinnerungen an Briks Vorfahren verweben sich zu einem bunten Erzählteppich, der ein längstvergangenes Kaiser- und Königreich beinahe wieder auferstehen lässt.

Kleine Feuerwerke der Sprachkunst
Peter von Matt: Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte.

■ Gedichte bezaubern durch ihre Klangbilder und gerne zitieren wir im späteren Leben Reime, die wir einst unter Qualen in der Schule haben auswendig lernen müssen. Dennoch ist da auch die Angst vor dem Gedicht, vor dessen Chiffren, die oftmals weder für Profis noch für Laien so einfach zu entschlüsseln sind. Peter von Matt, emeritierter Professor für deutsche Literatur der Universität Zürich, gibt uns mit diesem Band, nicht zum ersten Mal in seinem Schaffen, ein Instrument an die Hand, dass uns unsere eigenen Eindrücke nicht nehmen will, diese aber ergänzt und auf eben diese Weise neue Zugänge ermöglicht. Die kurzen, zumeist auf zwei Seiten beschränkten Interpretationen füllen Lücken, ohne uns erdrücken zu wollen.

Von Matt hat die meisten seiner Gedichtsdeutungen, welche immerhin dreihundert Jahre lyrisches Schaffen im deutschen Sprachraum umfassen – der Autor betont in seinem Vorwort, dass es ihm ein Anliegen ist, diese hier über historische und Landesgrenzen hinweg zu versammeln – auf Anregung Marcel Reich-Ranickis für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» verfasst. Diesem, der aus Sicht von Matts mit der Erfindung der «Frankfurter Anthologie» einen überaus wichtigen Beitrag zur Sammlung und Deutung deutscher Lyrik geleistet hat, widmet er «Wörterleuchten».

Die überlegte Auswahl berücksichtigt nicht nur den Kanon der deutschen Literatur, auch von Säulenheiligen deutscher Dichtung, wie beispielsweise Goethe und Schiller, werden weniger bekannte Gedichte besprochen.

Lassen wir uns doppelt verführen: Einerseits vom dichterischen Schaffen, andererseits von von Matts Deutung, deren Sprache sich oftmals selbst wie reine Poesie liest.

SCHWEIZER LITERATUR

die wunder im selbstverständlichen

Von Christoph Simon Bild: Alexandra Hermann

■ Aare-Hochwasser, August 2005: Die Berufsfeuerwehr setzt einen Rega-Helikopter ein, um fünfzehn Personen und zwei Dalmatiner aus dem Berner Mattequartier zu evakuieren. Ein Rettungsboot mit zwei Armeeangehörigen, zwei Polizisten und einem Sanitätspolizisten gerät in der starken Strömung in Seenot, nachdem die Propellerschraube beschädigt worden ist. Das Rettungsboot wird in die Wasserwerkgasse abgetrieben, wo sich die fünf Insassen mit viel Glück ins Haus Nr. 14 retten können.

Der Zürcher Lorenz Langenegger hat um diese dramatischen Ereignisse herum seinen ersten Roman arrangiert – «Hier im Regen». «Das Treiben im Bahnhof unterschied sich nicht von dem an einem gewöhnlichen Samstag. Walter hat ein anderes Bern erwartet, eines, das den Bildern im Fernsehen entspricht, ein Bern im Ausnahmezustand oder zumindest in einer allgemeinen Aufregung. Die Aare ist über die Ufer getreten, in einem ganzen Stadtteil steht das Wasser mannshoch, und die Menschen scheint es nicht zu kümmern. (...) In Gruppen stehen die Halbwüchsigen in der Bahnhofshalle und warten auf andere, die noch kommen, oder rufen solche an, die schon weitergezogen sind. Egal, zu welcher Zeit Walter durch den Bahnhof geht, es stehen immer solche Gruppen herum. Weil er die Einzelnen nicht voneinander unterscheiden kann, weiss er nicht, ob es immer die gleichen Gruppen sind, die den ganzen Abend im Bahnhof verbringen, oder ob sie sich abwechseln. Vermutlich sind es immer die gleichen Gruppen, aber nicht die gleichen Jugendlichen. Ein Kommen und Gehen von Einzelnen, ohne dass sich die Gruppe als Ganzes jemals auflöst.»

Mit einem friedfertigeren, feinsinnigeren Buch sind Buchhandlungen und Leserschaft noch nicht beglückt worden. Lorenz Langenegger, in Mannheim und Berlin aufgeführter Theaterautor, hat sich getraut, einen Erstlingsroman zu schreiben, der sich über nichts aufregt, sich über nichts lustig macht, nichts beweist, einzig und allein über das Selbstverständlichste in Erstaunen gerät: «Im klimatisierten Wagen weiss Walter nicht wohin mit der Fliege in seiner Hand. Wäre sie gesund, hätte er sie mit einem Handwisch weggescheucht. Die kranke Fliege aber müsste er zu Boden fallen lassen und sie den trampelnden Schritten der Reisenden aussetzen. Er weiss, dass er sich dabei grausam vorkommen würde. Eine gesunde Fliege, die ihm lästig um den Kopf schwirrt, hätte er ohne darüber nachzudenken erschlagen, eine lahme aber will er weder töten noch dem Tod aussetzen.»

Der dreissigjährige Sachbearbeiter Jakob Walter sieht sich mit einem arbeitsfreien, verlängerten Sommerwochenende herausgefordert. Die Ehefrau, die sonst für Freizeitaktivitäten zuständig ist, fährt zu ihrer kränkelnden Mutter. In Bern regnet es aus Kübeln – auf Nachbar Mosers Angebot, mit ihm an der Aare bräteln zu gehen, steigt Walter nicht ein. Andere Fragen als die Belange des Wochenendes quälen Walter seit längerer Zeit: «Wieso lebe ich in Bern?» Und wo steckt sein Freund Rolf, der Wirt, der von der Polizei vermisst wird? Fragen, die Walter nicht beantworten kann, stattdessen lässt ihn Langenegger tun, was Emmanuel Bove in «Meine Freunde» seinen Erzähler tun lässt: «Eines Tages, unschlüssig, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte, beschloss ich, einige Stunden in der Gare de Lyon zu verbringen.»

In der Folge entschliesst sich Walter, ins Tessin zu reisen – ein für seine Verhältnisse kühner, abenteuerlicher Schritt, da er erstmals keine Rückfahrkarte löst.

Das mag sich handlungsarm und also ermüdend anhören, wird aber mit so viel literarischer Meisterschaft, Leichtigkeit und Geist geschildert, dass die Lektüre ein reines Vergnügen ist. «Hier im Regen» ist das Porträt einer so genannten grauen Maus, wie man es in dieser Fairness und Behutsamkeit noch nicht gelesen hat. Für einmal lügt der Klappentext nicht: Ein Roman, der zu Herzen geht und dort auch bleibt.

Lorenz Langenegger: Hier im Regen. Jung & Jung. Am 16. März liest Lorenz Langenegger beim Tintensaufen-Nachfolger «Rauschdichten» im Musigbistro Monbijou.

FILOSOFENECKE

ÜBERZEUGUNGEN SIND GEFÄHRLICHERE FEINDE DER WAHRHEIT, ALS LÜGEN.

Friedrich Nietzsche 1878

Menschliches:

- Wenn Einer zum Helden werden will, so muss die Schlange vorher zum Drachen geworden sein, sonst fehlt ihm sein rechter Feind.
- «Freude an der Sache» so sagt man: aber in Wahrheit ist es Freude an sich vermittelst einer Sache.
- Gar nicht von sich zu reden, ist eine sehr vornehme Heuchelei.
- Wir sind so gern in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.
- Die Unvernunft einer Sache ist kein Grund gegen ihr Dasein, vielmehr eine Bedingung desselben.
- Bei einem Todesfall braucht man zumeist Trostgründe, nicht sowohl um die Gewalt des Schmerzes zu lindern, als um zu entschuldigen, dass man sich so leicht getröstet fühlt.
- Niemand stirbt an tödtlichen Wahrheiten: es giebt zu viele Gegengifte.
- Es giebt keine prästabilirte Harmonie zwischen der Förderung der Wahrheit und dem Wohle der Menschheit.
- Wer tiefer denkt, weiss, dass er immer Unrecht hat, er mag handeln und urtheilen, wie er will.
- Wir gehören einer Zeit an, deren Cultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Cultur zu Grunde zu gehen.
- Kein Strom ist durch sich selber gross und reich: sondern dass er so viele Nebenflüsse aufnimmt und fortführt, das macht ihn dazu.
- Die Forderung, geliebt zu werden, ist die grösste der Anmaassungen.
- Das unzweideutigste Anzeichen von einer Geringschätzung der Menschen ist diess, dass man Jedermann nur als Mittel zu seinem Zwecke oder gar nicht gelten lässt.
- Männer halten selten einen Beruf aus, von dem sie nicht glauben oder sich einreden, er sei im Grunde wichtiger, als alle anderen. Ebenso geht es Frauen mit ihren Liebhabern.

Allzumenschliches

Plaudern Sie mit Alther & Zingg am Mittwoch, 25. März 2009, 19:15h an der Kramgasse 10 im ersten Stock (Gelbes Zimmer) entlang dem Denken von Friedrich Nietzsche.

KOLUMNE

wer, über längere zeit betrachtet

Von Peter J. Betts

■ Wer, über längere Zeit betrachtet, jede Woche fünf bis sechs Tage im Atelier verbringt, dort täglich drei bis zehn Stunden (versuchen Sie das einmal!) auf professionelle Art an Bildern arbeitetet, auf härteste Weise darum ringt, immer wieder den Stil zu verbessern, immer wieder neue, relevante, weiterführende Aussagen zu machen, (allfällige) Betrachtende zum Dialog mit dem Betrachteten zu zwingen, rezensierte Ausstellungen durchführt und auch Bilder verkauft, aber nach Abzug der Kosten für das tägliche Leben, die Mieten für Atelier und Wohnung, für Material und Arbeitsspesen in der Steuererklärung keinen Geldgewinn nachweisen kann, arbeitet nicht, sondern frönt einer Liebhaberei. So sehen es die Steuerämter. So sehen es die Gerichte, die diese Sichtweise der Steuerämter stützen. Wovon lebt die Malerin oder der Maler überhaupt? Natürlich, der Lebenspartner - ein Zahnarzt oder Bürolist vielleicht - oder die Lebenspartnerin – eine Putzfrau oder Forscherin an der Universität oder Sachbearbeiterin in einem Amt - verwendet sein oder ihr Einkommen, damit ihre oder seine künstlerische Arbeit überhaupt erst möglich wird. Aber in seiner oder ihrer Steuererklärung kann auch er oder sie die Kosten für das tägliche Leben, die Mieten für Atelier und Wohnung, für Material und Arbeitsspesen der Künstlerin oder des Künstlers nicht abziehen: Offenbar verdient der Lebenspartner oder die Lebenspartnerin so gut, dass er/sie sich den Luxus einer Müssiggängerin oder eines Müssiggängers mit kosten- und zeitaufwändiger Liebhaberei leisten kann. Er hält sie aus, wie in landläufigerer Form eine Mätresse. Sie hält ihn aus, wie in gängigerer Form einen Lustknaben. So sehen es die Steuerämter. So sehen es die Gerichte, die diese Sichtweise der Steuerämter stützen. Denn: Nur Geld hat Wert. Der Rest ist Luxus, falls es keinen Anreiz für Spekulation darstellt. Und ein solcher Anreiz besteht unabhängig von einer künstlerischen Qualität, einem künstlerischen Wert. Dass sich zwei (warum nicht Liebende), beide kunstbesessen und mit dem Traum, das perfekte Kunstwerk entstehen zu lassen, zusammentun: Du malst, ich verdiene unseren Lebensunterhalt, und diese Formel ermöglicht Kunst, das übersteigt das Vorstellungsvermögen von Steuerämtern und Gerichten. Denn: Nur Geld hat Wert, nicht als Werkzeug, um Wertvolleres entstehen zu lassen, sondern für sich allein. Kunst ist schon wertvoll, das sehen auch Steuerämter und Gerichte ein, dann nämlich, wenn der/die Autor/in, für das gemalte Bild vielleicht ein paar Tausender eingestrichen hat (natürlich versteuert), DANN aber der Handel und die Spekulation zu spielen begonnen haben, bis ein/e «Anleger/in» ein paar Millionen Franken an die durch Überwachungskameras gesicherte Privatwand hängen kann. In Form eines Bildes, durch alle Verdienenden im «Zwischenhandel» versteuert. Glück. Im diskret gesicherten Eigenheim. Im Steueramt. Bei den Anwälten, die sich um einen anderen Verlauf bemüht oder den eingeschlagenen gebahnt hatten. Dabei wird übersehen, dass die zwei Personen, die einander ursprünglich das Entstehen des Werkes (und vieler nicht verkaufter Bilder) ermöglichten, eigentlich zusätzlich eine heute auch staatliche Aufgabe erfüllen: Den Dialog zwischen Kulturförderungsinstanzen (zum Beispiel die Putzfrau) und zu fördernden Kulturschaffenden (zum Beispiel dem Maler und Tiefdrucker) mit allen Konsequenzen zu führen, alle Risiken bezüglich der erreichten oder nicht erreichten Ziele zusammen zu übernehmen und dabei aber die «Kulturbudgets» des Staates schonen. Des gleichen Staates, dessen Steueramt und Gerichte verhindernd in den gesellschaftsfördernden Prozess eingreifen. Die rechte Hand weiss nicht, was die linke tut - als Grundprinzip für die «öffentlichen Hände»? Nun, Vereinigungen, Gesellschaften, Organisationen von Kulturschaffenden, zum Beispiel die «Gesellschaft Schweizerischer Bildender Künstlerinnen» (gsbk), die 2009 ihr hundertjähriges Bestehen feiert (wenn auch unter dem Namen GSMBK oder «Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen», respektive dann GSBK: «Gesellschaft Schweizerischer Bildender Künstlerinnen» gegründet), könnten oder müssten sich beispielsweise eigentlich die Aufgabe stellen, solche als legal deklarierten Missverhältnisse zu ändern. Wie? Dahinter würde viel ÜberzeugungsARBEIT stecken; es gälte etwa, ein riesiges Netzwerk von Beziehungen aufzubauen, mit der Auflage, dass jeder geknüpfte Knoten eigenständig wieder ein Netz mit ähnlicher Funktionsweise «aufbaut» – und dass all diese Netze gemeinsam genutzt würden. Das hier skizzierte Modell kann auch als Schneeballeffekt bezeichnet werden. Förderungsstellen für das Kulturschaffen, kantonale wie kommunale oder regionale einerseits und die Steuerbehörden von Gemeinden, Gemeindeverbänden, Kantonen anderseits haben widersprüchliche Ziele und meinen damit, einer und derselben Einrichtung zu dienen. Die einen, indem sie Geld nach ihren Förderungskriterien ausgeben, damit für alle Leute – jetzt und in Zukunft - in Kanton, Gemeindeverbänden, Gemeinden (und weit darüber hinaus) ein Schatz an kulturellem Erbe nachhaltig wachsen kann; die anderen, indem sie von allen Geld einnehmen, das – zu einem sehr bescheidenen Teil – die Ersteren möglichst wirkungsvoll ausgeben können. Die Effizienz der Kulturausgaben wird jedoch durch die letzteren effizient verhindert. Deshalb: Die rechte Hand weiss nicht, was die linke tut - als Grundprinzip für die «öffentlichen Hände». Dieses Grundprinzip funktioniert nicht nur für die Mitglieder der sgkb. Bei Schriftstellerinnen, die beispielweise aus dem städtischen Literaturkredit einen Werkbeitrag zugesprochen erhalten haben, dominieren ähnliche Mechanismen wie bei den Malerinnen. Bei Tänzerinnen auch. Und bei Filmemacherinnen, Musikerinnen und so weiter. Auch wenn in der Schweiz Bildende Künstler als meines Wissens erste sich - irgendwie als Berufsverbände gewerkschaftlich organisiert haben, heisst das doch nicht, dass es, schon aus der beschriebenen Problematik für alle heraus, nicht sinnvoll wäre, wenn Filmerinnen, Malerinnen, Schriftstellerinnen, Musikerinnen, Tänzerinnen und so weiter gemeinsam an diesen Netzwerken bauen sollten – und warum eigentlich nicht zusammen mit den Kulturabteilungen (das Wort ist ja auch weiblichen Geschlechts)? Nicht nur sehr viel Arbeit für die Verbände wäre gefragt, sondern vor allem auch Solidaritätsbereitschaft. Auch für die sgbk – warum nicht als Initiantin? Jemand muss ja anfangen. Hundert Jahre Bedenkzeit könnten als Anlaufszeit, das Jubiläum als Katalysator verstanden werden.

Solidarität bei Kunstschaffenden? Das IST ein Problem. Ich erinnere mich, wie mich sechs Künstlerinnen gebeten hatten, im Hinblick auf ihre Gruppenausstellung für jede einen Text für die Ausstellungsbroschüre zu schreiben. Obwohl ich jede der Künstlerinnen und ihre Arbeit recht gut kannte, besuchte ich selbstverständlich jedes Atelier, liess mir die neueren Werke zeigen, die Auswahl für die Ausstellung, diskutierte über künstlerische Positionen und persönliche Anliegen – halt wie man das so macht. Ich liess die neu gewonnenen Einsichten im Vergleich zu dem, was ich schon vorher zu wissen geglaubt hatte, durch den Kopf gehen und setzte mich hinter die Schreibmaschine, gab fristgerecht das Manuskript ab. Natürlich hatte ich Proteste erwartet und war bereit, Missverständnisse zu verstehen versuchen und den Text gegebenenfalls zu verändern. Und ich erhielt von fünf Damen Proteste. Aber nicht inhaltlich und aussagemässig: Jede warf mir vor, dass der Text zu ihrem Schaffen kürzer war als bei einer der anderen. (Vergleichbares ist mir auch mit Männern passiert.) Dabei hatte es sich bei durchschnittlich sechzig Zeilen um ein bis drei Zeilen Differenz gehandelt. Bei allen hatte ich

versucht, alles mir Wichtigscheinende zu sagen – und das hatte ungleich viel Platz beansprucht. Solidarität bei Kunstschaffenden? Ein Problem. Keineswegs nur bei Frauen oder nur in der Bildenden Kunst. Wirklich nicht. Dabei wäre diese Solidarität heute wichtiger als je.

Eine Überlegung mag das Verständnis des Sachverhaltes vielleicht fördern: Ohne die Raubzüge der Renaissancepäpste gäbe es wohl die bekannten Werke Michelangelos nicht. Jeder Künstler – Künstlerinnen waren offiziell rar – war auf einen Mäzen angewiesen. Eine «staatliche Kulturförderung» gab es nicht. Je bedeutender der Mäzen, desto bedeutender der Künstler und seine Werke, mindestens in den Augen des Mäzens und in jenen des Künstlers. Welcher Künstler hätte einen Kollegen und Konkurrenten zum Futtertrog geführt? Wenige rissen sich um die spärlichen Abfälle der Erfolge von Mächtigen. Aber heftig. Der Tanz der Aasgeier ist zur bestimmenden Choreografie geworden, bis in unsere Zeit hinein. Selbst wenn dieser Erklärungsversuch nur eine Spur von Richtigkeit birgt: Zur Problemlösung trägt er nicht bei. In den Kulturabteilungen aller staatlichen Ebenen sind die finanziellen Mittel sehr beschränkt und die Gesuchsflut nimmt zu; die ausserstaatlichen Mäzene – wenn auch nicht die Raubzüge – nehmen zunehmend ab. Anderseits: Die Einsicht, dass nur Solidarität der Kulturschaffenden zur Verbesserung der Verhältnisse aller führen kann, müsste ihre Verbände motivieren. Kultur wird gemäss Europarat wie folgt definiert: «Kultur ist alles, was dem Individuum erlaubt, sich gegenüber der Welt, der Gesellschaft, und auch gegenüber dem heimatlichen Erbgut zurechtzufinden, alles, was dazu führt, dass der Mensch seine Lage besser begreift, um sie unter Umständen verändern zu können.» Kultur ist also der Wegweiser für die Menschen, wie sie sich verhalten, wie sie verstehen und handeln könnten. Alles, was nicht Natur ist – aber im Einklang mit ihr. Die Künste sind ein wichtiger Teil des Wegweisers. Und alles, was mit künstlerischer Arbeit im Zusammenhang steht, das «Kulturschaffen» also. Da der Rohstoff der Kulturschaffenden Phantasie ist und deshalb die Auseinandersetzung mit ihren originären Produkten wiederum schöpferische Phantasie weckt, eignen sich diese Produkte besonders gut als wichtiger Teil des Wegweisers, sind für die Gesellschaftsentwicklung oft sogar entscheidend; und weil Kulturschaffende in der Regel schon von der Art ihrer Arbeit her kaum das Lebensnotwendige in Form von Geld verdienen, erachten die öffentlichen Hände es für notwendig, das Kulturschaffen und Kulturschaffende zu unterstützen und zu fördern. Dabei geht es nicht um Prestigeobjekte und Wettbewerbsvorteile beispielweise einzelner Städte, sondern um die Produzentinnen und Produzenten von lebensnotwendiger geistiger Nahrung für alle, um das Humanisieren des Alltags. Warum bauen Kulturschaffende nicht ein sinnvolles Solidaritätsverhältnis auf mit den öffentlichen Kulturförderungsstellen in gegenseitigem Interesse – jenseits von der Choreografie der Aasgeier? Auch hier sind Verbände von Künstlerinnen und Künstlern gefragt. Auch hier könnte die Jubilarin sgbk vorangehen.

Solidarität. Vor hundert Jahren setzten in der Schweiz Künstlerinnen ein Zeichen dafür, dass, wie seit dem Beginn der Menschheitsgeschichte, schöpferische Gestaltungskraft nicht einfach Männersache ist und gründeten die GSMBK, heute die sgbk. Noch vor zwanzig Jahren galt es in den Kunstkommissionen als selbstverständlich, dass professionell malende Männer durch die Tätigkeit ihrer Frauen in die Lage versetzt wurden, Künstler zu sein. Der Lohn der Lehrerin oder der Putzfrau oder der Forscherin an der Universität oder der Sachbearbeiterin in einem städtischen Büro wurde verwendet, damit Kunst entstehen konnte. Der Maler, der Kupferstecher, der Bildhauer waren als Künstler anerkannt – ob sie verkauften oder nicht. Mann und Frau: eine Produktionseinheit. Eine Zahnarztfrau, die durchaus professionell originäre, qualitativ bedeutende Gemälde produzierte, blieb selbstverständlich eine malende Hausfrau. Eine Hausfrau in die GSMBA («Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten» heute «visarte») aufnehmen? Wo käme Mann da hin? Manchmal sind glücklicherweise schon damals bisweilen Pannen passiert. Glücklicherweise scheint sich heute die Männerwelt so weit emanzipiert zu haben, dass Mann nicht mehr meint, ernstzunehmende Kunst werde ausschliesslich von Männern geschaffen. Komponistinnen, Schriftstellerinnen, Filmerinnen, Malerinnen und so weiter werden als gleichwertig anerkannt. Endlich ist man so weit, die Qualität der Arbeit zu werten und nicht das Geschlecht der Produzierenden. Wäre es langsam nicht an der Zeit, anstatt geschlechtsbestimmte Verbände neu solche zu bilden, die die Interessen aller Kulturschaffenden verträten – auch das ausserhalb der Choreografie der Aasgeier. Auch das: solidarisch mit den Kulturämtern. Auch das unter Wahrung individueller und beruflicher Unterschiede, aber mit gebündeltem Einsatz für gemeinsame Interessen – im Interesse aller, der Kunstschaffenden und der ganzen übrigen Gesellschaft. Das feierliche Hundertjahrjubiläum als Ausgangspunkt für eine gemeinsame Reise in die Zukunft? Ob auch hier die sgbk vorangehen kann?

Sparen Sie nie bei der Werbung!
Lieber beim Druck.
99.–
500 Exemplare
Karten/Flyer A6
DruckEinfach.ch
Einfach sparen.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ Macht surfen im Internet einsam? Im Unterschied zum Fernseher ist der Bildschirm in der Regel so platziert, dass nur eine einzige Person darauf schaut. Wer allein wohnt, schaut auch allein das Fernsehprogramm. Macht es deswegen einsam?

Wir entscheiden doch selbst, mit welchen Mitteln und Medien wir den Kontakt mit der Aussenwelt und mit anderen Menschen aufnehmen wollen. Der Anschluss ans Internet macht es uns leicht. Wie schnell ist doch heute eine Kommunikation zu Kindern, Freunden oder Bekannten irgendwo in der Welt über E-Mail möglich. Welch immenses Wissen ist über die Suchfunktionen innert ganz kurzen Zeiten abzufragen. Wie vielfältige Interessengruppen und neue Bekanntschaften lassen sich per Mausklick finden!

Diese Vorteile nützt seniorweb.ch auf seinen Webseiten für die Generation 50+ in hervorragender Weise. Die Interaktionsmöglichkeiten durch registrierte Benutzer in den Foren oder in Kommentaren zu einzelnen Artikeln sind die eine Form, sich in diesem virtuellen Raum – ich möchte den Begriff «Bühne» vermeiden – zu bewegen. Durch den Benutzernamen und meist auch ein Profilfoto erhalten die Beiträge und Meinungen ein Gesicht. Klar, es braucht etwas Mut, aus der warmen Stube hinaus zu treten und sich zu zeigen.

Seniorweb nennt diese Interaktionsplattform Club Seniorweb, eine Community also, die stetig wächst, nicht nur virtuell. Schon seit Jahren bestehen reale Treffen und Veranstaltungen, wo sich Interessierte zusammenfinden zu Tagungen, zur Weiterbildung, zu Ausflügen oder ganz einfach zum Gedankenaustausch oder gemütlichen Schwatz. Die sogenannten Regionalgruppen sind durch Eigeninitiativen von Clubmitgliedern gegründet worden. Neben dem Zürihöck, dem Basler Stammtisch, dem Bäre-Höck und dem Rüebli-Träff (die Namen verraten die Region!) sind neu die Gruppe Zentralschweiz, der Thurträff, der Rhyfall-Träff und der Rätia-Treff entstanden. Auch die Macianer haben sich erneut zu einem regelmässigen Treffen im Raum Bern organisiert.

Die verschiedensten Themen, Ausflugsziele und weitere spontane Veranstaltungen sind im Clubkalender und auf den Seiten der Regionalgruppen (auf der Startseite in der linken Spalte im grünen Bereich) angezeigt. Selbstverständlich sind Teilnehmer aus allen Regionen willkommen. Falls Sie mal abschalten und heraustreten wollen, schauen Sie nach, was in Ihrer Nähe los ist!
Lassen Sie sich überraschen.

www.seniorweb.ch

KOLUMNE

kuba – teil 3

Von Rebecca Panian - Die Insel und ich Bild: Rebecca Panian

■ Ich bin von Natur aus neugierig. Sehr. Deshalb setze ich mich selbst immer wieder gerne unbekannten Situationen aus, um erstens zu sehen, wie ich mich darin behaupte und zweitens, um aus meinem Handeln und aus den damit verbundenen Reaktionen von aussen Neues über mich und meine Umwelt zu lernen. Unbekannte Situationen treffe ich vor allem dann an, wenn ich es wage, mein gewohntes Umfeld zu verlassen - weg vom ach so vertrauten und automatisierten Alltag. Zugegeben, auch wenn ich das Unbekannte liebe, ich fürchte mich auch davor. Eine Hassliebe vermutlich. Ich weiss, was es mir bringt – diese Konfrontation, fast schon eine Art Kampf, ein Kampf um neues Wissen. Aber genauso sitzt mir ständig die Angst im Nacken, einmal an etwas Unbekanntes zu geraten, das sich nicht bekannt machen lassen will und mir damit fremd bleibt. Meine letzte grössere Reise war eine Sprachreise nach Kuba, genauer, Havanna. Ich wusste schon sehr viel über Fidels Reich, als ich ins Flugzeug stieg. Und irgendwie war ich einfach gespannt, wie sich die Realität gegenüber meinen gesammelten Theorien verhalten würde...

Schwitzen Das Erste, was mich beinahe sprichwörtlich umgehauen hat, war die konstante Hitze und die hohe Luftfeuchtigkeit in diesem Land. Ich meine ich WUSSTE, dass es heiss sein würde. Klar. Hallo? Karibik und so? Gut. Aber als ich meinen Körper tatsächlich diesen Temperaturen aussetzen musste, war die Überraschung trotz aller Kenntnis der Temperaturtabellen Kubas enorm: Ich schwitzte konstant. Immer. Überall. Ich stieg aus der Dusche und zwei Minuten später tropfte ich erneut. In der Schweiz bin ich froh, wenn ich meine strahlend weissen Beine im Sommer mit Dreiviertelhosen bedecken und trotzdem der Hitze trotzen kann, ohne gleich zu zerfliessen. Auf Kuba allerdings war es mir spätestens nach dem zweiten Tag ganz ehrlich SCHEISSEGAL, wie ich aussah – Hauptsache, ich musste so wenig Stoff wie möglich am Körper tragen, denn der wiederum hatte ohnehin nur die gemeine Absicht, penetrant nervig auf der Haut festzukleben. Ich bewunderte die Kubaner an meiner Schule dafür, dass sie es wagten, mit Jeans (richtig festen Jeanshosen) herumzulaufen, ohne zu schwitzen, jedenfalls nicht in Bächen, so wie ich es tat. Ein Wunder. Oder jahrelange Übung.

Computer Die Knappheit an Computern ist längst kein Geheimnis mehr. Auch nicht, dass es wahnsinnig teuer ist, das Internet zu benutzen. Das «wusste» ich also bereits (in der Theorie). In Kuba war ich ganze vier Mal im Netz. Viermal in vier Wochen. Mein absoluter persönlicher Minusrekord. Warum? Erstens, weil der Gang ins Netz die Geldbörse wirklich ziemlich schrumpfen liess. Zweitens: Weil es nicht wirklich leicht war, an einen funktionierenden PC zu gelangen und drittens: Weil die Internetverbindung soooo langsam war. Der kubanische Alltag machte mir wieder bewusst, wie unglaublich verwöhnt wir hierzulande sind: Klapp – Laptop aufgeschlagen – zack – google auf – zack – online die Zeitung lesen – zack – facebook (auf der Suche nach neuen Kontakten) – zack – Outlook auf und E-Mails checken – zack – noch schnell iTunes starten und so weiter und so fort. Die Welt (des Internets) steht uns offen – jederzeit und mühelos. Dieses Beispiel (stellvertretend für viele andere «Kleinigkeiten» des täglichen Lebens) zeigte mir einmal mehr, wie blind wir gegenüber unserem täglichen Luxus geworden sind. Natürlich, es ist unser Alltag und wir können ja nichts dafür, dass wir hier geboren wurden, bla bla bla. Richtig. Aber ich finde, dass uns kein Zacken aus der Krone fällt, wenn wir uns immer wieder mal WIRKLICH vor Augen führen, wie glücklich wir uns schätzen dürfen, dass diese «Kleinigkeiten» für uns normal sind. Dafür kann man ruhig auch mal wieder dankbar sein.

Heiraten, leicht gemacht Ich habe mich oft mit dem Leiter meiner Sprachschule unterhalten und versucht, ihm einige Geheimnisse über Kuba zu entlocken. Besonders eine Sache, die er mir anvertraute, hat mich wirklich sehr überrascht: Heiraten, meinte er, sei vermutlich beinahe das Einfachste, was man in Kuba tun könne. Sich scheiden lassen übrigens auch. Ich hätte also zum Beispiel in meiner ersten Kuba-Woche heiraten und mich in der dritten wieder trennen können. Zack und gut is (hier funktioniert das «Zack», ganz im Gegensatz zur Computerwelt!). Übrigens nutzen sehr viele Kubaner diese Möglichkeit, um so in den Genuss von einigen Hotelübernachtungen zu kommen. Denn in Kuba ist es Usus, dass frisch vermählte Paare vom Staat eine Woche Hotelaufenthalt in Form von Gutscheinen geschenkt bekommen – eine «Flitterwoche» sozusagen. Nicht selten aber verzichtet das glückliche Paar auf die staatlich verordnete Hotelromantik, um die Gutscheine auf dem Schwarzmarkt für ein paar zusätzliche Pesos zu verscherbeln. Zumindest in Anbetracht dieses Supplements lohnt es sich also, auf Kuba zu heiraten! Na dann: ¡Salud!

BERN UND REGION

umstadtläufer

Von Andy Limacher (Text) und Raphael Hünerfauth (Bilder)

Nr. 51 // Neunte und letzte Etappe. Es war nicht einfach, einen neuen Termin für die letzten vier Kilometer unserer Expedition zu finden: Vor einer Woche hat uns Quinten einen Strich durch die Rechnung gemacht. Angesichts der allgegenwärtigen Spuren des Sturms – umgeknickte Bäume und abgerissene Äste – sind wir froh, unsere Mission verschoben zu haben.

Mittlerweile ist es im Könizbergwald oberhalb des Pflegezentrums wieder ruhig geworden. Kalt ist es allerdings immer noch: Die Sonne scheint nur schwach; vereinzelte Schneeflocken fallen auf den zugefrorenen Waldboden. Etwas wehmütig sind wir jetzt schon. Wir haben auf unserer Stadtumwanderung schon viel erlebt, aber auch die letzte Etappe hält noch ein paar Überraschungen bereit. Als erstes sei diesbezüglich die Ecke Buchseeweg und Könizbergstrasse erwähnt: Von hier aus fällt der Blick im Süden auf Schliern, im Osten schmiegt sich der Spiegel an den Gurten. Beim Höheweg tauchen wir in den Wald ein und folgen der klar erkennbaren Aussengrenze der Gartenstadt. Für ein letztes Mal müssen wir durch das Unterholz – wir weichen Stechpalmen und jungen Tannen aus.

Nach ein paar hundert Metern gelangen wir zum Wasserreservoir der Stadt Bern. Durch den Stacheldraht auf der Ostseite betrachten wir den Eingangsbereich mit seiner Vorfahrt, dem Balkon und den Fahnenstangen – viel zu protzig für einen Zweckbau, selbst für die Fünfzigerjahre, in denen er erstellt worden ist. Vielleicht fahren hier bald Limousinen bei gehissten Flaggen vor, denn der nächste Krieg, sagt Raphi, werde ums Wasser geführt.

Auf unseren Wanderungen haben wir festgestellt, dass der Stadtrand von Bern zum grössten Teil aus grüner Grenze besteht. Nach der Überquerung der Turnierstrasse tauchen wir in einen der verhältnismässig wenigen Abschnitte ein, in denen sich Stadt und Vorstadt berühren.

Noch wirkt die Umgebung des ehemaligen Hunziker-Areals kahl und kalt, aber im Frühling wird die erst kürzlich fertig gestaltete Stadtlandschaft hoffentlich aufblühen. Wir folgen dem sichtbaren Korridor durch die Häuserzeilen; der freigelegte Bach symbolisiert die Gemeindegrenze zwischen Bern und Köniz. Auf der linken Seite erheben sich sechs freistehende Gebäude und das über zweihundert Meter lange Langhaus der Berner Hardegg. Zusammen mit den sieben Neubauten der Könizer Neumatt auf der rechten Seite wurden hier über dreihundert neue Wohneinheiten geschaffen.

An einer Stelle haben die Landschaftsarchitekten im Bach eine Insel aus Beton als Verbindung zwischen Bern und Köniz errichtet. Man kann sie von beiden Seiten über Beton-Zylinder erreichen, so wie man eine Insel in einem Teich über Steine im seichten Wasser betreten würde. Der Bach ist also gleichzeitig trennendes und verbindendes Element des neuen Quartiers.

Die Gebäudezeilen von «stadtgrenze.be» etwas weiter östlich sind in mediterranem gelb und rot gehalten und werden von einem schmalen Durchgang getrennt, der erneut die Stadtgrenze markiert. Optisch wird mittels einer Holzblende im oberen Stockwerk hingegen die Verbindung zwischen den beiden Gemeinden betont. In den Zwischenräumen wurden Spielzonen für Kinder eingerichtet – eine Spielstrasse im Grenzgebiet. Beim Grenzweg auf der anderen Seite treffen wir auf die alte Bausubstanz des Quartiers – es ist wie das Auftauchen aus einer anderen Welt.

Wir überqueren die Schwarzenburgstrasse bei starkem Schneefall und folgen schliesslich dem Steinhölzliweg. Jetzt geht alles sehr schnell: Die letzten fünfzig Meter gehen wir rückwärts, dann ist das Abenteuer vorbei. Beim Grenzstein, wo wir vor neun Monaten gestartet sind, schiesst Raphi zum Abschluss ein paar Fotos.

Wir ziehen uns in meine Wohnung am Heckenweg 31 zurück. Nur 150 Meter von der Stadtgrenze entfernt stossen wir mit einem Bier auf die 54 Kilometer an, die nun hinter uns liegen. Eigentlich könnten wir die Sache nun auf sich beruhen lassen, aber irgendwie wächst zur vorgerückten Stunde die Idee, die Stadt im Herbst ein zweites Mal zu umwandern. Dann aber innerhalb von 24 Stunden.

Die letzten Fotos der Expedition unter:
www.tink.ch/bernaround

MUSEUMSNACHT

WESTSIDE – AUCH EINE MUSEUMSDESTINATION

■ Westside erweitert sich anlässlich der Berner Museumsnacht am 20. März 2009 mit dem Schwerpunkt Gegenwartskunst. Die drei international tätigen Schweizer Künstler – Bob Gramsma, Kerim Seiler und L/B – bauen in die Architektur von Daniel Libeskind Rauminstallationen, die neue, fremde Welten schaffen. Untermalt werden sie mit der Afterhour-Techno-Musik von Thomas Fehlmann.

Zusammen mit über dreissig Kulturhäusern in der Stadt Bern öffnet Westside in dieser Museumsnacht seine Türen. Um 22.00 Uhr löschen dann die Lichter und Shops und in den beiden Haupt-Kristallen vom Westside erstrahlen die Rauminstallationen von Bob Gramsma, Kerim Seiler und L/B.

Kerim Seiler (1974, Bern): Die polymorphe Figur BARNUM im Südkristall. Der 34-jährige Künstler ist bekannt für seine Skulpturen und Rauminstallationen. Werke von ihm stehen unter anderem auch im Zürcher Migros Museum für Gegenwartskunst. Kerim Seiler verrückt die Tradition konkreter Kunst aus ihrem abgesicherten Formalismus. Die Figur BARNUM entsteht in Zusammenarbeit mit der Professur Hovestadt, ETH-Zürich. Seilers Werke sind in der Schweiz, Deutschland, Südafrika und Amerika zu sehen.

L/B: Eine raumgreifende Skulptur im Nordkristall. Sabina Lang (1972, Bern) und Daniel Baumann (1967, San Francisco). Das Künstlerpaar – unter anderem bekannt durch ihr Projekt Everland Hotel anlässlich der Expo.02 – stellen ihre Werke weltweit aus: von Krakau PL, Kiev UKR über Paris bis nach New York.

Bob Gramsma (1963, Uster): Shooting the crystal, 01#09122 – ein Schuss ins Leere, im Nordkristall. Gramsmas gekrümmter Schuss in den Nordkristall zerlegt die Leere in seine Vielschichtigkeit und ermöglicht die Vorstellung, dass sich an ein und demselben Ort die verschiedensten Räume sich konstituieren und wieder auflösen. Hinter den feinsinnigen Äusseren seiner Werke steht immer ein Angebot mit ungewissem Ausgang: Der Eintritt in eine Welt, in der sich im Vertrauten vorzüglich das Überraschende ereignet. Seine Werke bilden eine Einheit, wo Raum und Zeit lebendige Formungen sind, die der Geist an den Sinnesempfindungen vornimmt. Bob Gramsma lebt und arbeitet in Reeuwijk und Zürich, seine Werke sind in Europa und den USA zu sehen.

Thomas Fehlmann (1957, Zürich): Ambient-Dub-Techno-Set im Foodcourt. Der Pionier der elektronischen Musik-Szene studierte Kunst in Hamburg und spielte ab 1979 mit seiner ersten Band PALAIS SCHAUMBURG schon in ganz Europa auf. Nach sieben Singles, drei Alben und 89 Konzerten mit der Band zog es ihn 1985 nach Berlin, wo er sich fortan der neu entstehenden Techno-House-Musik widmete. Bis heute schrieb Fehlmann unglaubliche Musikgeschichte mit über zweihundert Veröffentlichungen, unter anderem mit The Orb oder als Produzent von Erasure. Fehlmann schafft durch seine Afterhour-Techno-Musik ein Ambiente wie kein anderer. (www.flowing.de)

Programm der Museumsnacht im Westside

- WESTSIDE STORY - Führungen à max. 20 Pers. alle 20 Minuten. Von 19:00h bis 22:00h.
- Filmvorführungen zur Entstehung von Westside im Foodcourt.
- GEGENWARTSKUNST – Installationen in der Architektur. Von 18:00h bis 02:00h.
- LICHTERLÖSCHEN - Kostenloser Shuttle-Betrieb! Von 22:00h bis 02:00h

(Pressetext / vl)

ensuite im ABO

BE 3/09

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage ***art*ensuite**)!

❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
❑ Abonnement je Stadt Fr. 77.00
❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 52.00

❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**